

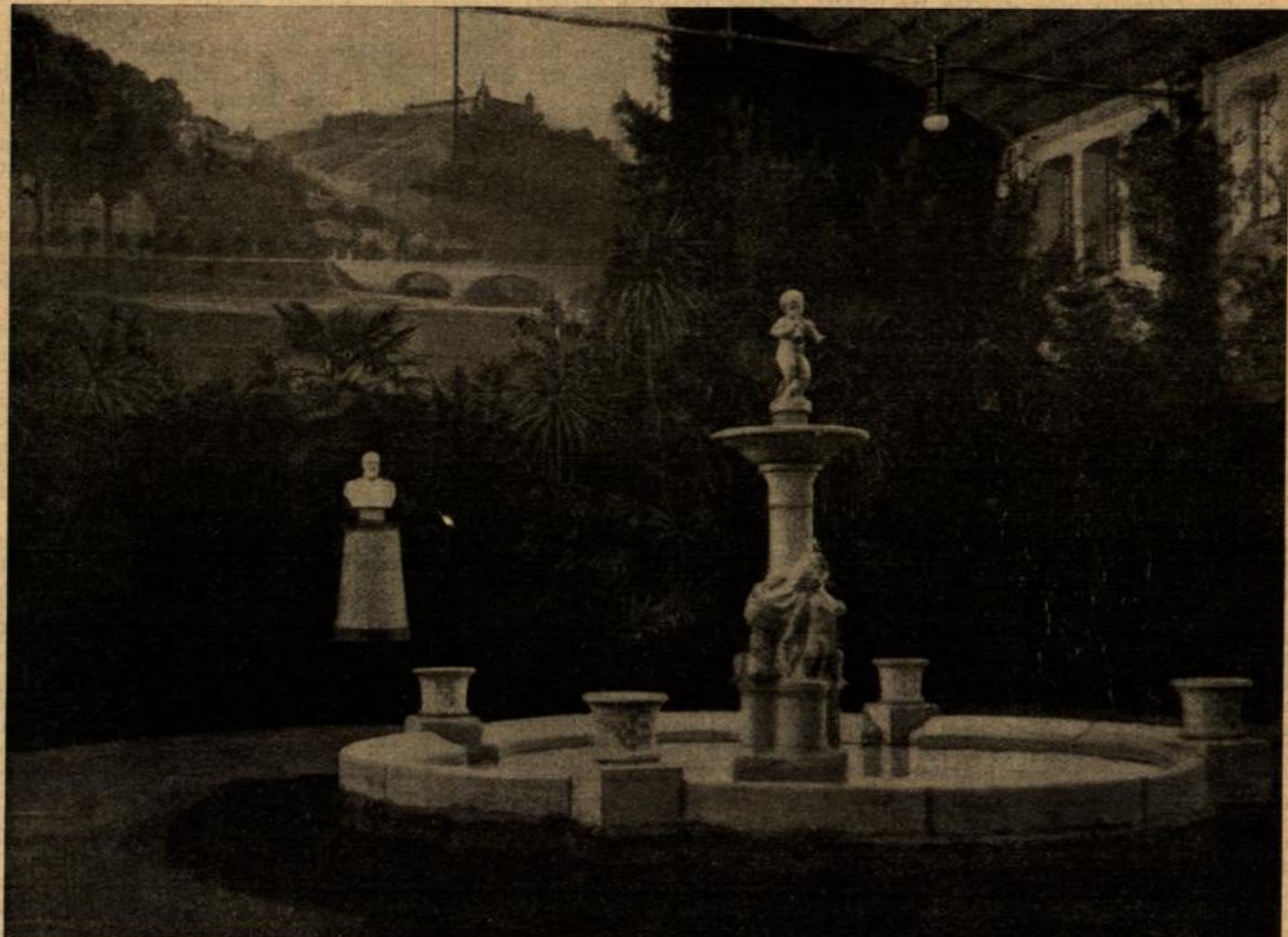
Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 18

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Büch.

Jahrgang 1914



Unterfränkische Jahrhundert-Gartenbau-Ausstellung in Würzburg: Der Ehrenhof.

Hofphotograph Otto Bolbrinker, Nachf. Willy Schatt, Würzburg.

Fortschreibung.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

nachdr. verb.

Oder war es vielleicht nicht so? Hätte er den unseligen Zwiespalt mit seiner Frau nicht zuerst in kindlichem Trost aufrechterhalten, hätten die gütigen Verleumder keinen Anlaß gehabt, sich an ihn heranzudrängen und ihn zur wildesten Eifersucht aufzustacheln. Dann wäre er auch gestern daheim gewesen und zur gewohnten Stunde mit Konstanze an das Lager der Kleinen zum Gutenachtluß getreten, so daß er die Unvorsichtigkeit des Kindermädchen hätte bemerken müssen und noch zur rechten Zeit Hilfe schaffen können. Und Konstanze, ja, Konstanze würde sich dann auch nicht zu den Kindern gesetzt haben, so daß sie einschlummerte und jetzt ebenfalls zwischen Tod und Leben schwiebe.

Konstanze! Bisher hatten seine Gedanken sie und seinen ältesten Knaben nur flüchtig gestreift, sich nur mit dem Verluste der beiden jüngsten beschäftigt, nun aber fiel ihm die Erinnerung an sie schwer aufs Herz. Würden seine Frau und Alessio genesen? Wenn nicht, so war er ein vierfacher Mörder, — er hätte in ein bitteres Hohnlachen ausbrechen mögen, fürwahr, es war weit mit dem stolzen Staatsanwalt gekommen! Er mußte sich mit den Verbrechern, die er einst in unerbittlichem Gerechtigkeitsgefühl niedergedommert hatte, in eine Reihe stellen, wenn auch nur vor dem Forum seines Gewissens!

Alexander Willersfelds Stolz ließ nicht zu, eine Entschuldigung für sich zu suchen, die er vielleicht leicht hätte finden können! Mit derselben Härte, die er anderen gegenüber gezeigt, häufte er jetzt Anklage auf Anklage gegen sich selbst und stand in dieser Selbstqual sogar noch eine Art Befriedigung.

So malte er sich denn auch die Folgen seiner Schuld in den schwarzesten Farben aus, bis ihm graute vor dem Zukunftsbilde, das sich vor ihm entrollte. Ließ sich die Qual der eigenen Vorwürfe schon schwer genug ertragen, so würde seine Frau dieselben sicher noch durch die ihrigen verstärken, vorausgesetzt, daß ihr Nervensystem diesen Schlag zu überdauern vermochte. Würde sie überhaupt noch neben ihm weiterleben wollen? Kaum — erst wollte er sie von seiner Seite weisen, nun würde sie sich mit Abscheu von ihm wenden, dem Mörder ihrer Kinder. Und blieb sie doch der Welt halber neben ihm, die Liebe zu ihm war doch sicher in ihr erloschen. Was konnte er tun, sich dieselbe wieder zu erringen, seine Neue allein würde ihr nicht genügen?

Und Alessio? Bisher hatte Konstanze den Stieffsohn zärtlich geliebt. Würde sie das auch weiterhin? Mußte sein Anblick in dem Mutterherzen nicht alle Bitterkeit des erlittenen Verlustes aufröhren, bis sie ihn schließlich zu hassen begann?

„Ich bin zu glücklich gewesen,“ stöhnte Willersfeld auf, ohne zu bedenken, daß er einen Zuhörer hatte, „und Glück erzeugt Lebhaftigkeit! Der Rückslag konnte nicht ausbleiben.“

Der Professor trat auf den Verzweifelnden zu und legte die Hand auf seine Schulter. „Fassen Sie sich, Herr Staatsanwalt,“ bat er, „verlieren Sie sich nicht in mißlosem

Zammer. Gewiß ist es schwer, was Sie zu ertragen haben, aber wer darf mit dem Herrn über Leben und Tod reden? Auch müssen Sie bedenken, wie leicht das Unheil noch schlimmer hätte aussallen können, so ist Ihnen doch noch ein herziges Kind und Ihre Gattin geblieben.“

„Um der Liebe Gottes willen, halten Sie ein, Herr Professor! Sie wissen nicht — das ist kein Trost, den Sie mir da spenden, es ist eine Verschärfung meiner Marter! Meine Frau, sagen Sie, o meine Frau, meine arme, arme Konstanze! Wird sie mir auch wirklich erhalten bleiben? Wird der Gram nicht ihre Gesundheit vollends zerstören und sie den Kindern nachfolgen lassen? Vielleicht wäre das für sie und mich auch das beste — dann würde auch ich nicht mehr lange hier weilen.“

„Herr von Willersfeld!“ verwies der Arzt sanft.

„Ich darf es ja doch nicht mehr wagen, ihr vor die Augen zu treten, ich kann dem Vorwurf nicht standhalten, den sie mir entgegenschleudern wird,“ fuhr der Staatsanwalt unbeherrscht fort.

„Sie wissen nicht, was Sie reden, lieber Freund!“ versetzte Herr von Wellen, die Hand auf Willersfeld heiße Stirn legend und ihm besorgt in die siebenhaften leuchtenden Augen blickend. Wie läme Ihre Frau Gemahlin dazu, Sie einer Schuld an dem Unglück zu zeihen? Für den Unverstand des Kindermädchen ist niemand verantwortlich als dieses selbst.“

„Niemand sonst — ganz recht!“ lachte der Staatsanwalt rauh auf. „Aber ich hätte die entsetzlichen Folgen abwenden können, wenn ich an dem verhängnisvollen Abend der Pflichten gegen meine Familie eingedenkt gewesen wäre, wo ich hingehörte! Ich befand mich im Kreise lustiger Freunde, bei Wein und Karten, indessen meine Angehörigen mit dem Tode rangen. Wäre ich nur eine Stunde früher heimgegangen, hätten sie vielleicht noch gerettet werden können — meinen Sie nicht auch, Herr Professor, daß es da noch Zeit gewesen wäre?“

Er blickte den Gefragten ängstlich an, der leicht zusammenzuckte. „Der zarte Organismus so junger Kinder unterliegt schädlichen Einflüssen stets sehr schnell — ich glaube, daß das Leben schon eher entslossen war,“ wischte er schaudend aus. „Und Sie könnten das ja nicht ahnen.“

Der Staatsanwalt wollte antworten, da öffnete sich die Tür und sein Schwiegervater trat auf die Schwelle.

„Alexander, Konstanze ist erwacht,“ meldete er leise.

Keine Antwort.

„Sie ist vollständig bei Besinnung — sie weiß alles und verlangt dich zu sprechen,“ fuhr Rowing etwas lauter fort.

„Ich kann sie nicht sehen,“ rief der Staatsanwalt wild ausspringend, „ich kann nicht! Macht mich nicht vollends wahnsinnig!“

Wellen winkte dem Inspektor, der bereits den Mund zu einer Antwort öffnete, zu schweigen. „Sie sind stark, armer Freund,“ sagte er sanft, den Arm des Unglückslichen

erfassend, „und müssen sich unbedingt ein wenig Ruhe gönnen. Kommen Sie!“

Er zog den Widerstandslosen hinaus und bettete ihn auf sein Lager. Eine Morphium einspritzung ließ Alexander, der in der Tat total er schöpft war, bald in den vom Arzte gewünschten Schlummer sinken.

Als der Professor über ihn beugt, sein durfte, lehrte er nochmals in das Zimmer zu den zwei kleinen Leichen zurück. Man hatte nun über dieselben eine Decke gebreitet, die Vorhänge zurückgeschoben und die Fenster geöffnet, so daß das winterlich bleiche Sonnenlicht voll in den mittelgroßen Raum strömen konnte. Inspector Rowing gab den leise weinenden Dienstboten einige Befehle betreffs der Aufbahrung, kam aber, als er den Professor erblickte, sofort auf ihn zu und begleitete ihn hinaus.

„Schläft er?“ fragt er leise mit dem Dauern rückwärts nach dem Zimmer seines Schwiegersohnes deutend.

Wellen nickte.

„Fürchten Sie für ihn?“

„Jetzt nicht mehr. Wenn er erwacht, wird er sich wohl gefahrer zeigen. Er besitzt einen starken Geist wie Körper und wird es mit der Zeit lernen, sich der Tatsache zu fügen. Jetzt freilich trifft es ihn furchtbar hart.“

„Ja, es ist hart, entsetzlich hart!“ seufzte der Inspector und zerdrückte eine Träne in seinem Auge. „Mein Kind, mein armes unglückliches Kind! Wird es diesen Schicksalsschlag zu ertragen vermögen?“

„Wie befindet sich die gnädige Frau? Was sagt denn Doktor Gartal?“ erkundigte sich der Professor voll warmen Interesses.

„Der Herr Doktor hofft sie bald wieder herzustellen, wenn ihre Willenskraft ihm bei steht. Überwindet die Lust zum Leben ihren Schmerz, fürchtet er nichts, gibt sie sich demselben widerstandslos hin — alles! Und jetzt ist sie vollständig gebrochen!“

„Das wäre wohl der schwerste Schlag für Herrn von Willersfeld. Ich glaube, den Verlust der Kinder würde er noch überwinden, aber den seiner Frau nie! Doch wir wollen das Beste hoffen. Jetzt muß ich mich empfehlen, Herr Inspector, meine Pflicht ruft mich in die Klinik. Nachmittags komme ich wieder, nach der gnädigen Frau zu jehen. — Sie aber, Herr Inspector, haben jetzt die schwerste aller Pflichten zu erfüllen. Lassen Sie mich wenigstens meinen aufrichtigsten Mitgefühls versichern. — Adieu!“

* * *

Wohl hatte der Inspector eine schwere Pflicht zu erfüllen! Er mußte nicht nur die Aufbahrung der kleinen Leichen überwachen und die Anordnung ihres Begräbnisses bis in die kleinste Einzelheit, sowie die Kondolzenzen übernehmen, er mußte sogar dafür sorgen, daß der Haushalt in seinem Geleise weiterging und der Dienerschaft gegenüber den Hausherrn vertreten, der sich fast gar nicht blicken ließ.

Um all diesen Anforderungen gerecht werden zu können, war Rowing vorsichtig bei

seinen Kindern verblieben und hatte in ihrer Wohnung ein Zimmer bezogen. Willersfeld kümmerte sich nicht darum, er kümmerte sich überhaupt um gar nichts. Der Schmerz schien ihn vollständig stumpf gemacht zu haben. Er ging entweder in seinem verschlossenen Arbeitszimmer aus und ab oder er saß neben seinen toten Kindern und hielt ihre kalten Händchen zwischen seinen Fingern.

Konstanze lag neben Alessio noch im Krankenzimmer. Mehrmals hatte sie den Wunsch geäußert, ihren Gatten zu sehen, aber dieser weigerte sich entschieden, ihrem Verlangen zu willfahren. Alexander fürchtete sich vor seiner Frau. Rowing drängte ihn vorläufig nicht, nahm sich aber vor, nach der Beerdigung ein ernstes Wort mit ihm zu reden.

Diese rückte rasch heran. Die Zeit, die unerbittliche Tyrannin der Menschen, bleibt ja nie stehen, wie sehr es diese auch wünschen mögen, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Sterblichen dreht sie ihren Stundenziger weiter.

Ach, und im Willersfeldschen Hause hätte man ihn so gern aufgehalten! Mit verhaltem Schluchzen, auf den Fußstühlen schwischen seine Bewohner durch die verdunkelten Räume und bangten vor dem Augenblide, in welchem man ihnen die geliebten kleinen Körper nehmen würde, um sie auf Nimmerwiedersehen in die kalte Erde zu betten. Solange sie die süßen Wesen, wenn auch leblos, noch in ihrer Mitte wußten, meinten sie noch an der Wahrheit des Schrecklichen zweifeln zu dürfen. Vielleicht war das ganze nur ein häßlicher Traum, der doch noch einmal schwinden mußte...

In einem Doppelzarge hatte man die kleinen Schwestern aufgebahrt und lieblich schön sahen sie noch im Tode aus in ihren weißen Spitzenkleidchen, die Myrtenkränzchen in den blonden Haaren. Palmen und Blattpflanzen waren wirkungsvoll um den Sarg gruppiert, der Geruch der Wachslerzen im Verein mit dem Duft der Fülle von Blumen, die den Sarg bedeckten, machten die Lust in dem schwarzausgeschlagenen Raum eigen schwer. Weiche Teppiche, die über das Zimmer ausgespannt worden, verhinderten, daß die Schritte derjenigen, welche die kleinen Mädchen noch einmal zu sehen kamen, ein Geräusch verursachten, und sie selbst vermeiden auch vorsichtig ein solches, bewegungen von der Majestät des Todes.

Sträuße und Kränze waren in Massen gesendet worden. Willersfelds lebten in der großen Welt und ihre Freunde hatten sich beeifert, ihnen ihr Mitgefühl zu beweisen. Die Blumen häuften sich neben dem letzten Lager jener, die im Leben ihre freundlichen Gespielen gewesen waren — weiße Rosen und Bergkristall, Schneeglöckchen und andere Frühlingsboten. Ja, der Venz schickte bereits seine Boten aus, und durch des Winters letztes Wüten zeigte sich sein Finger. Draußen rasselte unter dem Tauwinde der Schnee von den Dächern und die Sperrlinge zwitscherten fröhlich, sie erzählten einander von kommenden, schönen Tagen, wo alle Not des Winters ein Ende haben werde. — Vom Venz — ach! für die da drinnen würde er nicht mehr blühen! Und so zog nun in Menschenherzen, in welchen der warme Sonnenschein des Glückes gelacht, während die Natur im eisigen Banne lag, der Winter ein, da jener der Frühling winkte. — Das ist die Ironie des Schicksals!

Prinz Heinrich war persönlich erschienen, sein Beileid auszudrücken. Aber Herr Rowing mußte ihn allein emsingen. Willersfeld geriet bei der Aufforderung dazu in eine Aufregung, die den Schwiegervater eine Nervenkrise befürchten ließ, und so zog er sich schleunigst zurück und entschuldigte den Unhöflichen mit Krankheit. Der hohe Herr machte ihm das aber leichter, als er erwartet hatte. Er nickte traurig und verständnisvoll zugleich — er kannte die Ursache von Willersfelds Krankheit ja besser als Rowing selbst.

In der Gesellschaft erkannte man einhellig an, daß Herr Rowing mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit seiner schwierigen Aufgabe gerecht wurde; und mancher, der ihn bislang gering geschätz, dachte nun anders über ihn. Was hätte wohl der als so praktisch geprägte Staatsanwalt in diesen Tagen angefangen ohne die werktätige Hilfe seines Schwiegervaters?

Das Leichenbegäbnis verlief würdevoll. Die Beteiligung daran war ungemein zahlreich. — Das war man Willersfelds schuldig, die ersten Kreise mußten zusammenhalten. Aber man fand, der Staatsanwalt zeige sich wenig dankbar für all die gespendeten Beweise zarter Teilnahme. Ohne einen Blick um sich zu werfen, schritt er hinter dem Sarge einher, und von der Grabrede des Geistlichen vernahm er sicher kein Wort. Den Blick starr auf das Grab gehestet, stand er da, und erst als man sich anschickte, den weißen Sarg hinabzusenken, ging ein Zucken durch die hohe Gestalt, ein wehes Stöhnen entfuhr seinen Lippen und Rowing, der ihn wanken sah, umklammerte rasch seinen Arm. In der nächsten Sekunde stand er jedoch wieder aufrecht und nur ein Blick warmen Dankes lohnte dem Vater.

Als die Ceremonie zu Ende war, hatte Willersfeld wieder kein Wort des Dankes für seine Freunde, er drehte sich kurz um und ging nach dem Wagen, während Herr Rowing es übernahm, sein Benehmen zu entschuldigen. Doch wußte der welterschene Mann dabei sehr genau, daß es ihm nicht gelingen werde, den peinlichen Eindruck ganz zu verwischen.

Wie konnte man sich nur so gehen lassen! Den Vaterschmerz in Ehren, aber auch um ihn durste man die einfachsten Forderungen der guten Sitte nicht so beiseite setzen. Aber Staatsanwalt Willersfeld war nun einmal eine Natur, die sich rücksichtslos über alle Forderungen des guten Tones hinwegsetzte. Traurig für ihn und traurig für jene, die mit ihm verkehren mußten...

Nur Präsident von Steltheim fühlte sich von Willersfelds Richtbeachtung nicht verletzt und folgte ihm bis zu seinem Wagen.

„Fassen Sie sich doch, lieber Freund!“ bat er sanft, während er ihm beim Einsteigen half. „Der Jammer ist nutzlos und macht die Toten nicht mehr lebendig, er hindert Sie nur, Ihren Verpflichtungen gegen Ihre lebenden Angehörigen nachzukommen. Oder glauben Sie, daß Ihre Frau weniger leidet als Sie? Der Schmerz der Mutter ist gewiß der herbste, und Sie verschärfen denselben noch, indem Sie sich dem eigenen Kummer so widerstandslos hingeben, anstatt ihr pflichtgemäß Trost und Beistand zu leihen. Raffen Sie sich empor und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so kommen Sie um Urlaub ein und reisen Sie mit Ihrer Familie für einige Zeit fort von hier. Es wird

Ihnen und dieser gut tun. Und nun Verzeihung für meine offene Sprache!“

Alexander erwiderete nichts. Er sollte seine Frau trösten und aufrichten? Ach ja, Steltheim hatte gut reden, er wußte ja nicht...

Der Präsident reichte noch Rowing die Hand. „Er ist ganz niedergeschmettert, was soll das nur noch werden?“ sagte er leise und deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Wagen.

„Gott weiß es!“ seufzte der Inspektor bekümmert.

„Das schlimmste ist, daß er keinen Trost annehmen will, sich nichts sagen läßt. Reden doch Sie ihm einmal ernstlich ins Gewissen, Herr Inspektor, Sie vermögen gewiß mehr über ihn als — andere...“

„Ich wollte, es wäre so, Herr von Steltheim, aber leider täuschen Sie sich. Die einzige Person auf der Welt, die wirklich Macht über ihn besitzt, ist meine Tochter. Aber sie konnte ich bis jetzt nicht ins Gefecht führen, ihrer Gesundheit halber. Nun ist sie außer Gefahr und ich habe sie bereits instruiert, nachher werde ich das weitere veranlassen.“

„Arme Mutter!“ dachte Steltheim. „Anstatt an deinem Gatten eine Stütze zu finden, sollst du ihm eine solche sein...“ Und mit ernster Miene verabschiedete er sich vom Inspektor.

Die Heimfahrt verlief schweigend. Erst als sich die beiden Männer in der Wohnung trennen wollten, und Alexander bereits die Klinke seiner Zimmertür ergriff, bemerkte Rowing anscheinend ganz unbesangen: „A provos, Alexander, wenn du Konstanze aussuchen willst, so mußt du dich in Alessos Zimmer begeben. Wir haben sie auf ihren Wunsch dorthin gebracht, sie will dem Knaben nahe sein!“

Alexander hob abwehrend die Hand. „Ich danke dir, aber es ist nicht meine Absicht, jetzt zu ihr zu gehen.“

Das war die Antwort, die Rowing erwartet hatte und auf die hin er seine Rede beginnen konnte. Offen sagte er ihm, was er von seinem absonderlichen Benehmen während dieser Tage halte. Er verlangte nicht den Grund desselben zu wissen, aber er hielt seinem Schwiegerohn in ernsten Worten vor, daß man eine Schuld nicht sühne, indem man eine zweite auf sie häuse. Die Vernachlässigung, die er seiner armen Frau zuteil werden lasse, mußte sie ja tief kränken, und bei ihrer angegriffenen Gesundheit konnte man die Folgen dieser neuen Aufregung nicht absehen. Hatte er ihr nicht am Altare gelobt, Freud wie Leid mit ihr zu tragen? Und nun, in den schwersten Tagen ihres Lebens ließ er sie allein — das war schmähliche Feigheit.

Rowing erreichte denn auch endlich, daß ihm Alexander versprach, Konstanze aufzusuchen. Mit Bestiedigung sah er ihn den Weg nach dem Krankenzimmer nehmen, dann verließ er das Haus, um wieder in seine eigene Wohnung zurückzufahren. Seine Aufgabe war hier erfüllt. Nunmehr mußten seine Kinder wieder für sich selbst eintreten, er konnte nichts mehr für sie tun. —

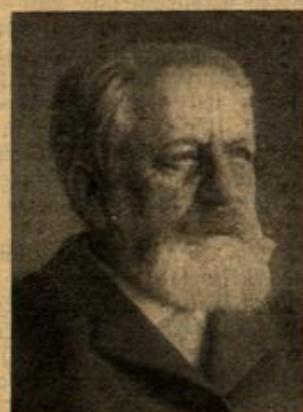
Tiefaufatmend hielt Willersfeld vor der Tür, hinter der er seine Frau wußte, still, die Hand auf den Drücker gelegt, dann aber schalt er sich selbst wegen seines feigen Zögerns, öffnete entschlossen und trat ein.

(Fortsetzung folgt.)



Zum Brand in Rosental bei Breslau, der größten Zuckerfabrik Schlesiens.

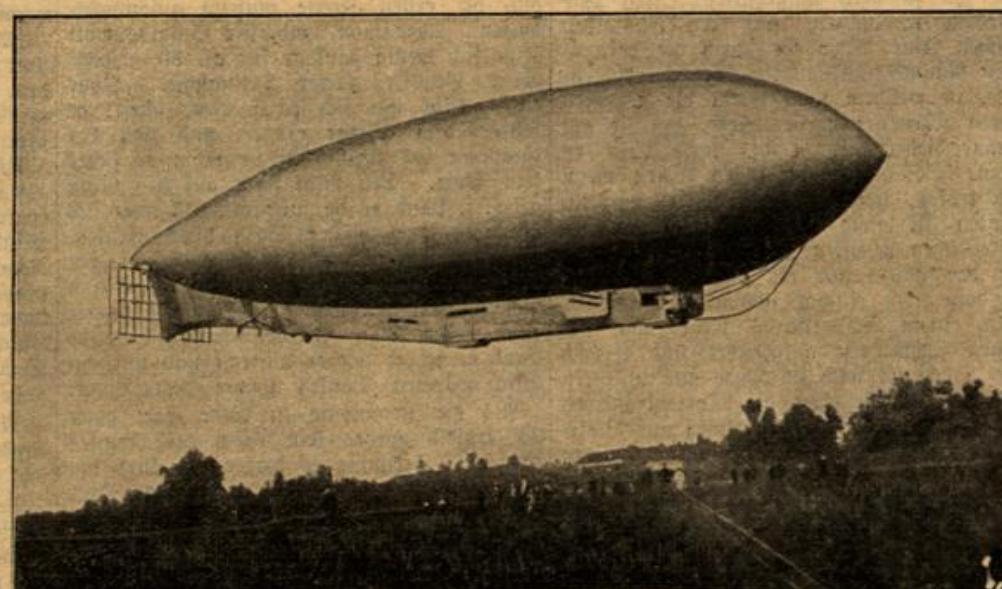
Am 10. April brannte in dem Vorort Rosental bei Breslau die große Schoellersche Zuckerfabrik bis auf die Umfassungsmauer vollständig nieder.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Brunner
in Berlin,
ein bekannter Rechtshistoriker, feierte
sein goldenes Doktorjubiläum.



Hugo Thimig,
der neue Direktor des Wiener
Hofburgtheaters.



Zur Explosion des italienischen Militärluftschiffes „Mailand“.
Das von der Stadt Mailand der italienischen Armee erbaut

geschenkte Luftschiff, das nach einer Konstruktion des Ingenieurs Forlanini erbaut wurde, ist am 9. April völlig zerstört worden. Das Luftschiff war 72 Meter lang, mit 2 Motoren von 85 PS und 3 Maschinengewehren ausgerüstet. Es war $\frac{3}{4}$ Jahr im Dienst gewesen und hatte viele erfolgreiche Fahrten hinter sich.



Eine Kirche in Erfurt als Mehl-magazin.

Eine Kirche in Erfurt als Mehl-magazin.

Eines der kunstgeschichtlich interessantesten Denkmäler Deutschlands aus dem 16. Jahrhundert, die alte Petrikirche in Erfurt, die zurzeit von der Militärverwaltung als Mehlmagazin verwendet wird, soll mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark wiederhergestellt werden. 600 000 Mark werden durch eine Lotterie aufgebracht, in die übrigen 400 000 Mark teilen sich die Kirchengemeinde von St. Andreas in Erfurt, die Provinz Sachsen, die Stadt Erfurt und verschiedene Bürger Erfurts.



Gustav Rickelt (+),
der neue Präsident der Genossenschaft deutscher
Bühnenangehöriger.



Provisorisch eingerichtete Kriegsfeldküche in Koriza (Albanien).



1. Staatsrat v. Steiner (Kultusministerium). 2. Prinz Alfons von Bayern. 3. Geh. Ober-Rat Dr. Reinhardt, Berlin.
4. Universitätsrektor v. Mayr. 5. Der Rektor der Tech. Hochschule v. Schmidt. 6. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften v. Heigel.

Vom 6. Verbandstag des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in München.

Die deutschen Oberlehrer, die in dem über 23 000 Mitglieder zählenden Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands zusammengeschlossen sind, hielten kürzlich in München unter zahlreicher Beteiligung ihren sechsten Verbandstag ab, auf dem außer internen Angelegenheiten eine ganze Reihe wichtiger Fragen des höheren Schulwesens erörtert wurden. Die Vorversammlung besaß sich mit der Frage der deutschen Schulen im Auslande. Oberlehrer Altbogen-Berlin sprach über das Deutschtum im Auslande im Unterricht der höheren Schulen. Er fasste seine Ausführungen dahin zusammen, daß es erforderlich sei, die Jugend innerhalb des Lehrplanes mit dem Deutschtum im Auslande vertraut zu machen, denn das Deutschtum sei ein wichtiger Faktor im Leben geworden.

Edle Vergeltung. Erzählung aus dem Balkankrieg von H. Waldmoser, Mels.

Nachdr.
verbot.

Jn Gedanken versunken, saß der Großkaufmann Pietro Balini in seinem Privatkontor. Der Krieg mit den Türken wird unvermeidlich werden, dafür sprechen alle Anzeichen, unter anderen die sieberhaftesten Rüstungen und die Einberufung der Reservisten. Pietro Balini ist italienischer Untertan und denkt noch mit Schaudern an die Erlebnisse des Krieges, den sein Vaterland im Jahre 1894 mit Abessinien geführt und bei dem es schwere Verluste erlitten hatte. Herr Balini hatte damals als Unteroffizier mitgefämpft. Der traurigen Erinnerungen waren gar viele, aber besonders eine Episode ließ ihn jetzt noch zusammenschauern, wenn er daran dachte. Und Balini öffnet ein Geheimfach seines Schreibtisches, daraus einen kostbaren Ring entnehmend, dessen Form in der Mitte den Doppelskopf eines Löwen darstellt, dem Augen und Zähne aus Edelsteinen von hohem Wert eingefügt sind.

Während der Kaufmann das Juwel betrachtet, knüpft es plötzlich heftig an die Kontortschreibe. Balini legt den Ring beiseite.

„Herein!“

Aufgeregzt tritt sein Neffe Jovan Miroš ein, welchen der Kaufmann schon als fünfjährigen Knaben zu sich genommen, da dessen Eltern bei einer Schiffskatastrophe ums Leben gekommen waren. Der junge Mann hält ein amtliches Schriftstück in der Hand.

„Sieh Onkel!“ rief er mit jugendlicher Begeisterung, „auch ich erhielt soeben die Einberufung. Der Krieg ist erklärt. Ha, der Krieg, ich brenne schon ordentlich vor Begierde, einmal etwas mitzumachen, so recht abenteuerlich, romantisch. Es ist doch etwas schönes, einmal seinen Mannesmut zeigen zu können, für sein Vaterland zu kämpfen!“

Herr Pietro Balini war in seinem Ledersessel zurückgesunken. Eine Weile schwieg er, dann kam es ernst von seinen Lippen: „Mein guter Jovan, du empfindest Freude über eine Sache, die mir, deinem Onkel, dieses Leid bringt.“

„Warum nicht, Onkel! Sollte ich etwa feige Flagen, als Offizier der Reserve unwillig, mutlos in den Kampf ziehen? Ich nehme regen Anteil an Bulgariens Interessen und werde im Kriege meinen Mann stellen zu wissen!“

„Jovan!“ sprach Herr Balini weich, „deine jugendliche Begeisterung für die Sache des Vaterlandes ist gewiß schön und lobenswert, aber wenn du einmal im Feuer der Kanonen gestanden, den Jammer des Schlachtfeldes gesehen in all seiner Gräßlichkeit, wenn du selbst vielleicht — was Gott verhindert möge — unter Wunden dich in Schmerzen windest, dann wird wohl auch deine Kriegsbegeisterung sich abkühlen und du wirst erkennen, welches Unglück und Elend ein Krieg für den einzelnen sowohl als auch für das ganze Volk bedeutet.“

„Onkel, ich muß gestehen, deine Sprache überrascht mich wirklich, indem du doch selbst einstens Soldat warst und vom echten Patriotismus durchdrungen bist!“ entgegnete Jovan.

Balini hatte den vorhin beiseite gelegten Ring wieder ergriffen und hielt ihn dem nachdenklich gewordenen Neffen entgegen, indem er sagte: „Sieh' diesen Ring, mein Junge, der erzählt eine gar ernste Geschichte

von den Schrecken und den Greueln des Krieges.“

„Ich weiß, Onkel, es ist ein Glückssring, welchen du aus dem Krieg mit Abessinien mit nach Hause brachtest. Aber in welcher Weise das Juwel mit einer Episode im Zusammenhang steht, davon erzähltest du mir nie etwas näheres.“

„Warum ich nie von jenem traurigen Erlebnis erwähnte, ist sehr einfach. Ich liebe es nicht, zu renommieren. Doch ich will dir nur kurz sagen, daß ich in jenem Kriege einst einen reichen Türk, namens Abdul Schaihd, den Grausamkeiten der italienischen Soldaten entriss, und zum Andenken schenkte mir der Muselman den Glückssring, der mir auch bisher stets Glück gebracht und mich besonders während des Krieges aus Gefahren errettete.“

Pietro Balini schwieg und sein Blick ruhte sinnend auf dem Andenken Abdul Schaihds, dann ergriff er die Hand des Neffen und steckte den Glückssring an dessen Mittelfinger.

„Mein Jovan,“ sprach er mit zitternder Stimme, „trage den Ring gleichsam als Schutzmittel. Er möge dich in den vielen Gefahren im Feindesland beschützen. Mit diesem Wunsch gab ihm ja auch Abdul Schaihd. Vor allem sei menschlich auch gegen den Feind, besonders dem Wehrlosen gegenüber. Handle ebenso barmherzig in ähnlicher Lage wie ich.“

„Ich glaube wohl nicht recht an die glückbringende Wirkung des Ringes“, entgegnete Jovan lippeschüttelnd. „Verzeihe mir diese Erklärung, lieber Onkel. Nur Mannesmut, Klugheit und entschiedenes Handeln in kritischen Momenten sind maßgebend für alle Lebenslagen. Aber der Ring soll mir dennoch als Heiligtum gelten, als Andenken von dir und wird nicht von meinem Finger kommen, so lange ich kämpfe und lebe. Er soll mich jederzeit an deine Worte gemahnen und mich niemals eine Handlung begehen lassen, welche gegen Moral und Menschen verstößt. Dies mein Wort!“

Gerührt schloß Onkel Balini seinen Neffen in die Arme. Dann traf Jovan Miroš seine Vorbereitungen zur bevorstehenden Einrückung.

* * *

Mehrere Monate hindurch schon währt das Blutvergießen in den Balkanstaaten. Bulgaren, Serben und Montenegriner hausen unmenschlich in den von ihnen besetzten Gebieten. Man kennt weder Schonung für die Frauen, noch für den silberhaarigen Greis und das unschuldige Kind. Alles wird erbarmungslos hingemordet.

In der Nähe von Prizrend, wo das Terrain in der Ebene verläuft, steht einsam ein Türkenshaus, eigentlich eine Kneipe ist's, aus Holz gebaut. Tiefschwarze Nacht liegt über der Gegend, mehrere Trupps Bulgaren durchstreifen das Terrain, um etwa versteckte feindliche Scharen aufzustöbern. Es scheint indessen die Gegend wie ausgestorben. Hinter einem Hügel steht das erwähnte Wohnhaus, welches den bulgarischen Soldaten dadurch aufgefallen ist, daß aus einem kleinen Fenster desselben matter Lichtschimmer drang. Eine berittene Abteilung sprengt auf das Haus heran, und der Anführer derselben, ein junger Offizier, fordert Einlaß, Verdacht schöpfend, die Räume des Hauses könnten türkische

Banden zu ihrem Schlupfwinkel gewählt haben.

Lange bleibt es still, dann hört man im Hausschlur schläfrige Tritte und einen Augenblick später knarrt die Tür in ihren Angeln. Ein gebürtiger Greis mit langem, wallendem Bart erscheint in derselben, in der Hand ein Oelläppchen, dessen schwacher Schein das Gesicht des jungen Offiziers trifft.

„Habt Ihr Leute im Hause?“ lautet die Frage des Offiziers, wobei sein scharfes Auge durchdringend auf dem Alten ruht.

„Nein,“ kommt es kurz abweisend zurück. Doch der Offizier schreitet sofort mit einer Bedeckung zur Durchsuchung des Hauses, während die übrigen Soldaten Wache halten. Niemand weiß, ob nicht der Feind auf der Lauer liegt und plötzlich hervorbricht.

Obwohl sich in den schmuckigen Stuben mit den schwarzen Wänden nichts bot, was irgend Verdacht erregen könnte, so entging doch dem scharfen, beobachtenden Auge des Offiziers das ängstliche Mienenspiel des Alten nicht, der während der ganzen Hausdurchsuchung sein gelbes, runzliges Gesicht verzerrte. Und er hatte ein Geheimnis, dessen Entdeckung er mit Recht befürchtete. Es konnte dann sogar um sein Leben gescheilt sein. In der Mitte der Zimmerdecke ruhte nämlich ein verschiebbarer Querbalken, welcher zurückgezogen eine Öffnung bloßlegte, die laminärlich nach oben ging und groß genug war, einen Mann in gebückter Stellung aufzunehmen. Bevor noch der Greis durch das Pochen gestört worden war, hatte er in diesen Raum eine kleine eiserne Truhe befördert, welche eine nicht unbeträchtliche Menge von Goldmünzen und kostbaren Perlen enthielt. Er wußte dort seinen Reichtum vor dem Feind am besten geborgen. — Aber auch Waffen, wie Flinten, Pistolen, Handkarabinen usw. barg dieses Versteck. Schon hoffte der Muselman, die Hausdurchsuchung gehe anstandslos vorüber, als einer der Soldaten den verhängnisvollen Querbalken entdeckte.

Der zitternde Alte gab sich für verloren, allein in diesem kritischen Moment frachten vor der Hütte mehrere Schüsse. „Hinaus!“ befahl der Offizier, „die Schurken haben uns überlistet.“

In wenigen Augenblicken waren die Bulgaren im Freien. Die stockdunkle Nacht ließ nicht auf fünf Schritte blicken. Aus nächster Nähe blitzten die Flinten der Gegner auf. Da beginnt einer der Bulgaren die Unvorsichtigkeit, die Dachung des Hauses in Brand zu stecken, „um Licht zu machen, daß man die Hunde sehen könne“, wie er zu einem seiner Kameraden meinte. Doch dies war ein Unglück für die ganze Gruppe. Tagesschall erleuchteten die lichterloh gegen den Himmel schlagenden Flammen die Gegend und fast sämtliche Soldaten wurden von dem übermächtigen Feinde niedergemacht, der Offizier aber gesangen.

Die Türken hatten den Gefangenen nach den Bergen in ihr Lager gebracht. Abends des nächstkommen Tages sollte nun auch er sterben, man sann auf eine grausame Todesart.

Die Hütte des alten Türkens war nur mehr ein Trümmerhaufen. Klugend stand der Muselman am Morgen davor. Da kam Mahim, sein Sohn, der in der Nacht am Kampfe teilgenommen hatte, heran und bewog den Alten nach vielem Zureden, mit nach den Bergen ins Lager zu gehen.

In einem Zelte hielten sie den bulgarischen Offizier unter abwechselnder, strenger Bewachung gefangen. Auch Mahim hieß Wache. Dem Falskenauge des Wächters entging es nicht, wie der Offizier, der sich unbedacht währte, an einem kleinen Gegenstand herumnestelte. Mit eisernem Griff umklammerte Mahim sein Handgelenk.

„Was halten deine Finger? Gib es augenblicklich!“ zischte ihm der Wächter mit gedämpfter Stimme zu.

„Es ist nur ein Andenken meines Vaters, ein Ring, den ich mit mir in das Grab nehmen wollte, wenn man mich tötet.“ entgegnete der Gefangene völlig ergeben. „Nun aber nehmt ihn, es gibt doch keine Ringe, welche die Macht hätten, aus Gefahren zu erretten.“ Die letzteren Worte sprach der junge Offizier — es ist Jovan Miroslav mehr für sich und es war das Gesprochene dem Wächter auch kaum verständlich.

Mahim, befriedigt, eine kleine Beute von Wert gemacht zu haben, teilte seinem Vater nach der Ablösung davon mit.

„Ha! — trügen mich meine alten Augen?“ rief der Greis erregt aus. „Ja, ja, das ist jener Ring, welchen ich damals aus Dankbarkeit jenem italienischen Soldaten schenkte, der mich aus den Händen seiner erbarmungslosen Landsleute befreite, die mich zum Tode schleifen wollten. Siehe, mein Sohn, die Güte Allahs, er sendet uns das Glück wieder. Seit jener Stunde, da ich den Ring nicht mehr besaß, verfolgten mich Un-

glück und Kummerisse. Du weißt doch, Mahim.“ fuhr der Muselman fort, in welchem wir nun Abdul Schaihd wieder erkennen, „kurz nach dem Kriege gab es gegen uns Mohammedaner in Abessinien blutigen Aufruhr, und ich mußte, um mein Leben zu retten, mit euch höher flüchten. Dann kam ein Schlag nach dem andern in der Familie, und heute bin ich ein Besitzloser — arm.“

„Sorge dich nicht, Vater, du sollst in deinen alten Tagen keinen Mangel leiden.“ versicherte Mahim.

„Beim Bart des Propheten, du bist gut und zart, Mahim, gleich dem Tau des Morgens, der die Blumen erquicht, aber sage mir, wie kommt der gefangene Krieger zu dem Ring?“

„Ein Andenken seines Vaters, sagte er mir. Näheres müßt Ihr selbst fragen.“

„Gewiß, das will ich tun. Führe mich später zu ihm.“

Schon gegen Abend trat Abdul Schaihd in das Zelt des Gefangenen, ihm zulästernd: „Fasse Mut, ich erkenne dich als den Sohn meines einstigen Lebensretters. Der Ring rettet wirklich aus Gefahren, das darfst du glauben. Wenn du ihn zurückhaben willst, soll es sein. Aber bedenke, ich bin jetzt arm und das Glück war nicht mehr mit mir, seit ich den Ring herschenkte . . . Der Vater Fluch war mein Begleiter.“

„Behaltet nur, was Euch so heilig, Abdul Schaihd. Mir kann der Ring nichts nützen, ich muß sterben. Aber wenn Ihr die Wohl-

tat, die seinerzeit mein guter Vater an Euch gesäßt, etwas vergelten wollt, dann legt Fürsprache ein, daß man mir das Ende schnell mache.“

Der Alte erfaßte die Hand des Offiziers und flüsterte: „Sei getrost, ich will dich retten. Es wird schon dunkel, komm. Mein Sohn hat das Zelt von der Wache freigemacht. Dort im Gehölze wartet deiner das schnellste Pferd.“

Indem Abdul Schaihd dies sagte, zog er einen langen Mantel hervor, in welchen Jovan Miroslav roß schlüpfte. Mit Vorsicht von dem alten Türkten geführt, erreichte er nach wenigen Minuten das Gehölz und mit einem warmen Händedruck von seinem Retter Abschied nehmend, schwang er sich auf das Pferd und entkam glücklich. Eine Viertelstunde später hätte man ihn zum Tode geführt.

Zur Freude seines Onkels ist Jovan Miroslav aus dem Kriegsdienste zurückgekehrt.

„Onkel,“ sagte der junge Mann, als er ihm die sonderbare Begegnung mit Abdul Schaihd geschildert, „ich hielt nie auf Glücksringe und dergleichen, aber ich erkenne, daß Gott oft irdischer Mittel bedient, die uns zum Heile gereichen. Ewiger Dank sei ihm!“

„Wahr gesprochen, guter Junge! All unser Denken und Handeln liegt in Gottes Hand, und er hat uns verheißen: Sei barmherzig und du wirst Barmherzigkeit erlangen. Ich erbarmte mich einst des Feindes und dieser vergalt es an dir.“

Spiel und Scherz.

Humoristisches.

Feine Rasse. „Was hat denn der Hund da für a Rass?“ — „Wenn er krumme Hax'n hätt', wär's halt a Dackel!“

Abwendend. Vater (dem das Söhnchen eine schlechte Befürchtung bringt): „Das ist ja ein ganz miserables Zeugnis. Ich werde dich dafür mal jetzt gehörig durchprügeln.“ — Söhnchen: „Vater, der Lehrer hat gefragt: „Prügeln nützt bei mir nichts.“

Hochzeitsreise. „Schau doch nicht immer zum Fenster hinaus, Männchen . . . Das können wir uns ja auf der Rückreise alles noch ansehen!“

Erklärt. Chemann: Die Kriminalstatistik erwies, daß die bei weitem überwiegende Mehrheit aller Gefängnisinsassen Unverheiratete sind.“

Junggeselle: „Ja, die Verheirateten haben eben schon ihre Häuslichkeit.“

Darum. „Die Kinder sind aber jetzt höflich hier im Orte. Früher grüßte keines!“ — „Das ist aber auch erst der Fall, seit der Herr Lehrer die Tochter des Hutmachers geheiratet hat.“



Er: „Du behandelst mich, als wenn ich dein Sklave wäre!“
Sie: „Kommst du endlich zum Bewußtsein?“

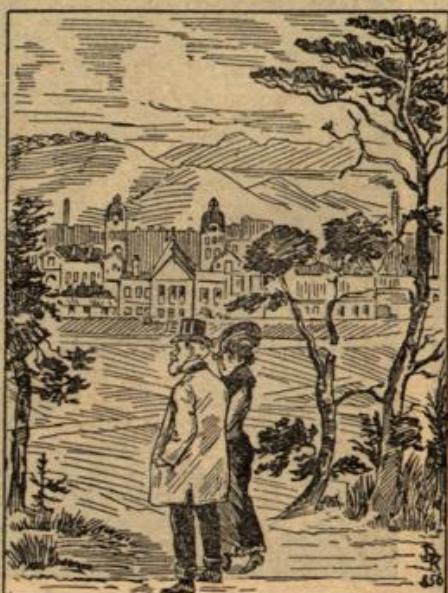
Zwingender Grund. Frau (zum Kindermädchen): „Hanni, warum kündigen Sie, Sie haben es doch bei uns ganz gut!“

„Das schon, aber Ihre Kinder fürchten sich vor den Soldaten sehr!“

Ahnungsvoll. Gattin eines Dramatikers: „Warum suchst du zu deinem neuen Stücke einen Kompagnon?“ — Dramatiker: „Ach, ich bitt dich! — Stelle du dich mal so mutterseelenallein auf die Bühne, wenn sie ringsum pfeifen!“

Höchste Korrektheit. „Wirft du mich auch immer lieben, wenn wir verheiratet sind?“ — „Immer! Mit Ausnahme natürlich der Dienststunden!“

Vexierbild.



Sieh dort, ist das nicht dein Bruder?



Die Revolution in Mexiko: Der Rebellen general Villa (X) und sein Stab.



Südalbanische Revolutionsmarken mit der Inschrift: Griechische Autonomie in Epirus. Freiheit oder Tod. Verteidigung des Vaterlandes.

Das Straußchen am Hut.
Nun lässt sich endlich einmal über eine wirkliche Neuheit berichten: die Blume an den großen und kleinen schiefgesetzten und hochgetürmten Damenhüten. Nicht nach Jahren — nach Jahrzehnten rechnet ihr Nicht-da-gewesensein. Die Feder war unumschränkte Herrscherin, in schöner und weniger schöner Form: von der echten, gutgewachsenen Straußenfeder bis zur geknüpften Pleureuse; vom Paradiesvogel bis zur Schornsteinsegerbüste. Von den Blumen wollte niemand etwas wissen. Vielleicht, weil die Kunst es so weit gebracht hatte, der Natur kaum nachzustehen, der Natur, von der die Mode sich abwendete, weil ihr, der Unruhigen, nervöss Fortschreitenden, im Laufe der Zeiten alles unverständlich und — langweilig geworden, was, ewigen Gezeiten folgend, in seiner gleichen Schönheit alljährlich wiederkehrt. Nun kommt aber doch die bekannte Rückkehr zur Natur. Das verachtete Jeder-mannsblümchen, das „überführt“ man jetzt mit etwas spitzen Fingern in die Schaufenster und rangiert es den Saisonüberraschungen ein.

Die ausständischen Epiroten,
die im Süden von Albanien eine autonome Regierung einrichteten, haben neuerdings auch eigene Propagandamarken mit höchst blutstänftigen Aufschriften herausgegeben.



Kupferroter Strohhut mit weißen Blüten.

Panamahut mit Rosen und Ahrengarnitur.

Lindengrüner Strohhut mit Samtrand und mehrfarbigen Blumensträußen.

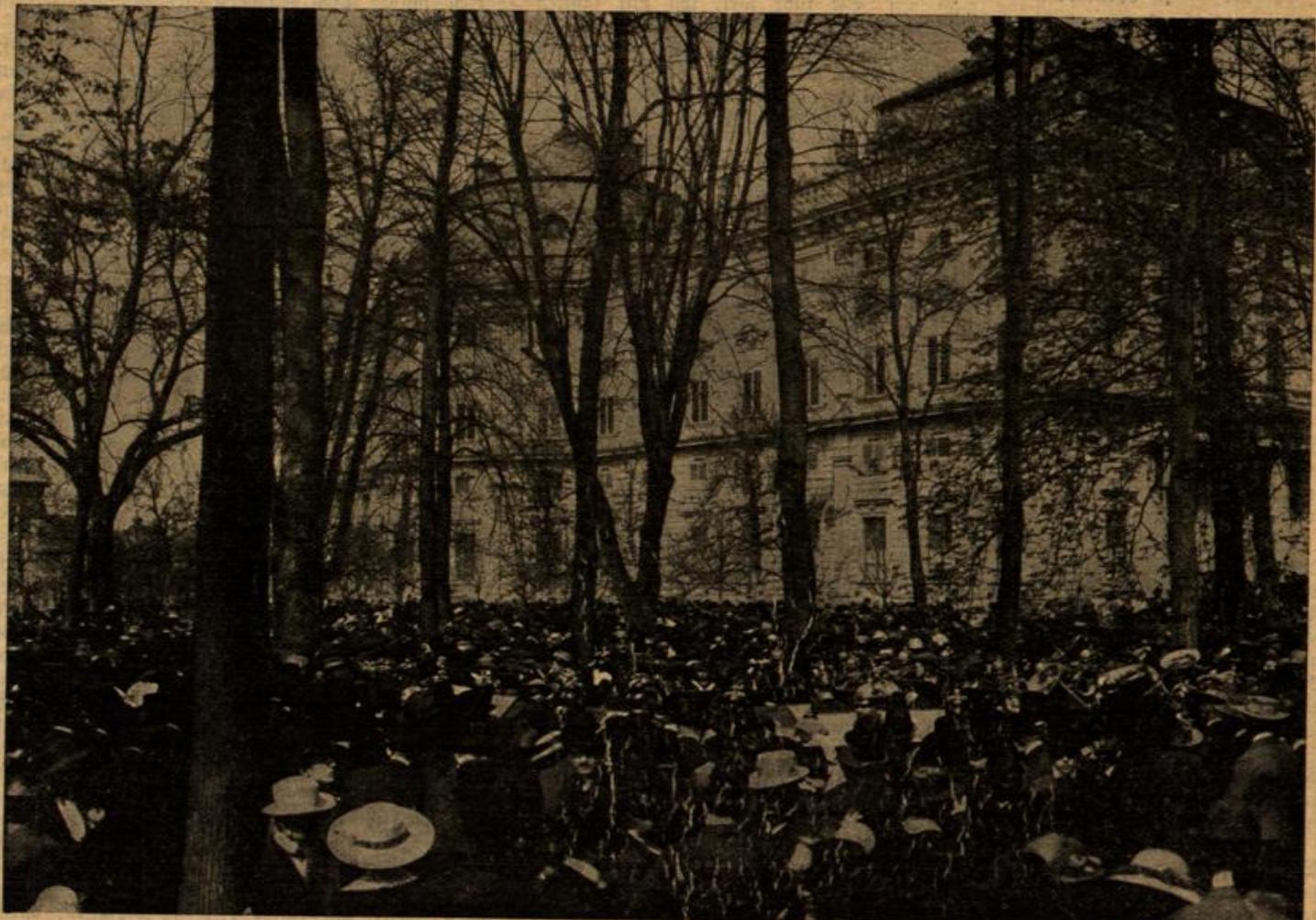
Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 19

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bürich.

Jahrgang 1914



Parademusik im kgl. Hofgarten in Würzburg. Im Hintergrund die kgl. Residenz, eines der schönsten Schlösser Bayerns.

fortsetzung.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Nachdr. verb.

Der Knabe lag schlummernd auf seinem Bette, seine Wangen färbten sich bereits wieder mit dem Rot der Genesung. Frau Konstanze aber lag auf einem Ruhebette, das man durch Kissen und Betten so gut als möglich zu einem bequemen Krankenlager umgestaltet hatte. Das blonde Haar flutete über die weißen Kissen und von dieser goldenen Umrahmung hob sich die tiefe Blässe der rasch eingesunkenen Wangen um so deutlicher ab.

Als sie die Tür gehen hörte, richtete sie sich etwas in die Höhe und ein wehmütiges Lächeln flog bei dem Anblitte ihres Gatten über die leidenden Züge. „Ist es vorüber?“ fragt sie leise.

Alexander nickte und sank ausschluchzend vor dem Ruhebette in die Knie, das Gesicht in die kühlen Haarwellen drückend.

„Vorüber — ja vorüber!“

Brennendheiße Tränen drängten sich aus seinen Augen — es war dies das drittemal, daß der ernste Mann weinte. Das erstemal war es gewesen, als ihm nach Abdaiens Flucht sein mutterloser Knabe losend in die Arme sprang; das zweitemal am jenem Abend, da man den giftigen Samen der Eifersucht in sein Herz gestreut; und heute beweinte er seine Kinder, die Opfer seiner Selbstgerechtigkeit, wie er sie nannte.

Die schmale Hand der Kranken strich liebkosend über sein dichtes Haar, in dem sie die ersten Silberfäden schimmern sah. „Armer Mann — wie du leidest!“ murmelte sie. „Tröste dich doch nur, der Herr hat sie uns gegeben, der Herr hat sie uns genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

Die arme schwergeprüfte Mutter hatte ihre Stimme bei diesen Worten frommer Ergebung gewaltsam gefestigt. Was sie innerlich dabei litt, wer wußte es, als sie und der Herr allein?

Ein Dritter aber ahnte es und der inneren Dual plötzlich Ausdruck verleihend, drang es über seine Lippen: „O Konstanze, das ist es nicht, das nicht! Wären sie uns den gewöhnlichen Lauf der Dinge nach genommen worden, ich hätte mich trösten und in Gottes Willen flügen können. Aber daß ich indirekt die Schuld an ihrem Tode trage, daß —“

Konstanze drückte die Hand auf seinen Mund. „Sprich nicht so, Alexander,“ bat sie, „quäle dich nicht mit solchen Wahnsinnstungen.“

„Es ist doch so!“ Und in leidenschaftlichen Worten strömten die Selbstanklagen von seinen Lippen, bis ihm die erschütterte Frau gewaltsam Einhalt gebot.

„Höre doch auf,“ flehte sie, „du ahnst nicht, wie du mich peinigst. An dem Zweiste zwischen uns trug doch nur ich die Schuld, und wenn jemand von uns beiden den Tod unserer Kinder verurtheilt hat, so bin das wieder nur ich. Ich hätte nicht so nachlässig sein und sofort aufzustehen sollen, als das Licht erlosch. Dann hätte ich vielleicht bemerkt, daß die Klappe geschlossen war, da ich mich dem Ofen nähern mußte. Höre auf, Ale-

rander, du häbst nur eine neue Last auf mich.“

Zum ersten Male erhob Willersfeld den Kopf und blickte seine Frau mitleidvoll an. „Das will ich nicht, Konstanze! Aber das Unglück hätte sich abwenden lassen, wenn ich zu Hause geblieben wäre.“

„Wer sagt dir das? Vielleicht wäre es auch noch schlimmer ausgefallen, da wir uns zur gewohnten Stunde zur Ruhe begaben hätten, ohne das Schlafzimmer näher zu durchforschen. Dann könnte auch Alessio verloren sein, vielleicht auch noch ein viertes Menschenleben. So ist uns doch wenigstens der Knabe erhalten geblieben, lasz uns Gott dafür danken und im übrigen die über uns verhängte Heimsuchung demütig annehmen.“

Alexander ergriff Konstanzen Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küszen. „Engel! Mein guter Engel!“ rief er halb erstickt.

Sie fuhr fort, ihn mit sanften Worten zu trösten, die arme Frau, die des Trostes selbst so sehr bedurfte. Und es war keine kleine Mühe, den völlig gebrochenen Mann wieder aufzurichten. Aber allmählich übte ihr Zuspruch doch die gewünschte Wirkung auf ihn aus.

„Wie unfreundlich bin ich die Tage her gegen die armen Kinder und dich, du Gute, gewesen! Die Schuld wenigstens lannst du nicht von mir nehmen, Konstanze!“

„Aber teilen muß ich sie mit dir. Du hastest uns immer lieb gehabt, aber du warst gereizt — durch mich. Und war es deine Schuld, daß sich gemeine Verleumer zwischen uns zu drängen versuchten? Du siehst, Alexander, auch hier bin ich nicht frei von Schuld zu sprechen, so lasz uns die Last gemeinsam tragen, dann wird sie leichter —“

Sie preßte die kleine Hand liebkosend an seine Wange. „Sei wieder so gut zu mir, wie du es früher gewesen, lasz uns das alte bessere Leben neu beginnen.“

„Können wir das? Können wir wieder so glücklich werden?“ Im Flüstertone wurde die Frage gestellt.

Ein düsterer Schatten glitt über Konstanzen liebliche Züge, aber er machte sofort wieder einem sanften Lächeln Platz — wie schwer es erzwungen worden, ahnte Alexander nicht.

„Das Glück, wie wir es fünf Jahre lang genossen haben, Alexander, kommt nie wieder. Aber es gibt noch ein anderes, und das besteht in geduldigem Ertragen der Schicksale Gottes und dem daraus resultierenden Herzensfrieden. Dieses Glück können wir uns erringen, und wir werden es — wir wollen es wenigstens versuchen, nicht wahr, mein lieber, guter Mann?“

Und da nennt man die Frauen das schwache Geschlecht und erklärt den Mut als das ausschließliche Eigentum des Mannes. Wohl, den traurigen Mut, sich führt in das Schlachtfummel zu stürzen und Wunden zu schlagen, der mag dem Manne allein zu eigen sein, aber die Kraft, sich selbst den scharfen Dolch im Herzen, anderer Wunden zu verbinden, tröstend, lindernd, besitzt nur die schwache Frau. Konstanze Willersfeld bewies es, als sie, niedergeschmettert von dem furcht-

barsten Schlag, der ein Mutterherz treffen kann, sich an ihrem weiblichen Pflichtgefühl emporrichtete und den Gatten, der ihr Stütze hätte sein sollen, zu sich emporzog.

Der Staatsanwalt hatte sich von seinen Knien erhoben und in einem niedrigen Fauteuil an der Seite der Chaiselongue niedergelassen. Er war ruhiger geworden. Die Hände seiner Frau in den seinen haltend, betrachtete er ihr bleiches Antlit mit Blicken sorgender Liebe. Sie erriet seine Gedanken und lehnte mit einem sanften Lächeln den Kopf an seine Schulter.

„Ich werde bald genesen, Alexander. Ich fühle mich bereits ziemlich wohl und hoffe, morgen oder übermorgen aufzustehen zu können.“

Konstanze hoffte es nicht nur, sie gelobte sich es zu tun, sich nötigenfalls dazu zu zwingen. Sie erfaßte ihre Aufgabe voll, sie wußte, was ihr jetzt zu tun oblag: sie mußte ihren Schmerz zurückdrängen, fest in sich verschließen und sich stark zeigen — für ihn, für ihren Gatten. Sie begriff, daß ihr Kummer sie verzehren würde, wenn sie sich demselben widerstandslos hingab. Ihr wäre das zwar nur willkommen gevezen, hätte sie jetzt nur mehr den einen Wunsch, sich in die kühle Erde schmiegen zu dürfen, an die Seite ihrer Kinder. Aber was wurde dann aus Alexander? Das hätte eine neue Last auf ihn gewälzt, ja, ihm das Leben unerträglich gemacht. Nein, diese Schuld wollte sie nicht auf sich laden! Sie wollte an seiner Seite bleiben, ihn zu stützen, zu trösten! Das war ihre vor Gott beschworene Pflicht und sie würde sie erfüllen, koste es sie auch noch so viel. Aber auch noch von anderer Seite gesehen war es ihre Pflicht. Wie gut war Alexander stets gegen sie gewesen, — die letzten bitteren Wochen hatte sie vergessen — verdankte sie ihm nicht alles, was sie war und hatte? Und war sie es ihm nicht schuldig, sich dafür dankbar zu bezeugen? Und jetzt konnte sie es!

Das Pflichtgefühl der jungen Frau hob sie über ihren Schmerz hinaus und verlieh ihrem Körper und Geist neue Spannkraft. Ihre Züge belebten sie sichtlich, sogar ein wenig Farbe kehrte in sie zu Willersfelds Entzücken zurück. Des Präsidenten Rat kam ihm wieder in den Sinn. „Es ist Ihre Pflicht, das Leben Ihrer Gattin zu erhalten,“ flang es mahnend in ihm wieder, und seine Frau leicht an sich drückend, erklärte er ihr etwas störend, sein Wunsch wäre, sie möchte einen mehrwohntlichen Aufenthalt im Süden nehmen. Vielleicht in Arcu?

Konstanze zeigte sich dem Vorschlage, Wien auf einige Zeit zu verlassen, durchaus nicht abgeneigt. Aber nach Arcu wollte sie nicht, und doch hatte sie für diesen Ort stets eine besondere Vorliebe gehabt und der Staatsanwalt hatte geglaubt, ihr eine besondere Freude zu bereiten, wenn er gerade ihn in Vorschlag bringe. Er bedachte nicht, daß, eben weil sie dort ihre Flitterwochen verlebt hatten, sie der Kontrast zwischen dem „Damals“ und dem „Jetzt“ zu schmerzlich berührten mußte, und Konstanze selbst hüte-

sich, ihm den Grund ihrer Weigerung zu nennen. Schließlich einigten sie sich auf Montreux in der südlichen Schweiz.

„Wirst du nächste Woche reisen können, Konstanze?“

„Nächste Woche schon? Das ist unmöglich, Alexander, denn Alessio wird bis dahin kaum so weit hergestellt sein, um die Strapazen der Reise ohne Schaden auf sich nehmen zu können.“ Sie deutete auf den Knaben, der ruhig weiter schlummerte, unberührt durch das in leisem Tone geführte Gespräch.

„Es handelt sich jetzt nur darum, Liebste, ob du bis dahin so weit genesen bist, um die Reise unternehmen zu können. Was den Knaben anbelangt — bah, der kann ja später nachfolgen.“

Frau von Wittersfeld blickte ihren Gatten erschrocken an. Wie feindselig seine Worte gellungen hatten — und atmete der Blick, den er dabei auf seinen erstgeborenen Sohn gleiten ließ, nicht Widerwillen, fast Hass? Was ging in ihm vor? Eine gute Regung war es jedenfalls nicht, die sich da in ihm geltend machte, und sie mußte suchen, sie sofort zu ersticken.

„Allein reise ich nicht,“ erklärte sie sehr entschieden, „von Alessio trenne ich mich überhaupt nicht mehr, er kommt nicht mehr von meiner Seite. Und wie ist es mit dir, du willst uns wohl gar nicht begleiten?“

Ein so lebhafte Schreden malte sich in ihren Bügen, daß Alexander sofort begriff, daß nur seine Gegenwart sie bewegen könne, sich aufzuraffen und dem Leben wieder zuwenden. Von ihm allein gelassen, eine Weile trüber Gedanken und Erinnerungen, mußte sie langsam hinwenden. Und verhielt es sich denn bei ihm anders? Auch er konnte sie nicht von sich lassen, da er ihres Trostes bedurfte, ach, vielleicht mehr als sie den seinen.

So läßte er sie herzlich: „Aber natürlich begleite ich Euch, Liebling! Verzögern wir denn die Abreise noch etwas, bis ich Urlaub erhalten habe.“

Graf Röllspergs Freunde wußten nicht mehr, was sie von dem slobten Lebemann halten sollten. Es war etwas so Unstetes, Kästloses in das Wesen des kühlsfrivolen Mannes getreten, daß es sie höchst befremde. Sein kühler Spott hatte einer gereizten Sprechweise Platz gemacht, an Stelle der gemessenen Bewegungen war ein hastiges Auf- und Niedertreten und in den tiefliegenden Augen slackerte eine geheime Unruhe. Eine Nervenüberreizung nannte es sein Arzt und so nannte auch er es seinen Bekannten gegenüber.

„Vielleicht ist es auch eine Nervenüberfättigung. Ich habe das Leben ausgenommen, nun hat es nichts mehr, was mich fesseln könnte, und kommt mir so schal, so öde vor. Entweder jage ich mir eine Kugel durch den Kopf oder ich gehe nach Monte Carlo — vielleicht, daß ich dort im Kasino noch etwas finde, was mir Interesse abgewinnt, meinte er müde als ironisch.“

„Und wenn du dich ruinierst?“ forschte ein besorgter Freund.

„Man ruiniert sich nur einmal im Leben, mein Lieber, und das ist moralisch — was zählt diesem Ruin gegenüber der finanzielle?“

Eines Abends lehnte Graf Röllsperg in einem Verkaufsstöck eines großen Modewarenhauses der inneren Stadt an einer schlanken Säule, ganz nahe der Tür, durch deren große Spiegelscheiben er teilnahms-

los auf die lichtübersetzte Straße hinausblickte. Er wartete hier auf einen Freund, der tiefer im Innern des Hauses mit seiner Gemahlin einen Einkauf besorgte. Plötzlich zuckte er zusammen. An ihm vorüber waren Herr und Frau Wittersfeld in das Geschäft getreten. Frau Konstanze, der man die kaum überstandene Lebensgefahr noch deutlich ansah, hatte den Grafen gar nicht bemerkt, wohl aber der Staatsanwalt, und kaum wußte er seine Frau an einem der Verkaufstische mit den vorgelegten Stoffen beschäftigt, trat er auf ihn zu.

„Graf Röllsperg, ich habe Ihnen ja noch zu danken für die rührende Sorgfalt, die Sie für die Wahrung meiner Familienehre bewiesen haben,“ begann er in französischer Sprache und höhnischverbindlichem Tone.

Der Angesprochene gab keine Antwort. Er blickte nach wie vor starr durch die Spiegelscheiben.

„Wissen Sie, was Sie sind, Röllsperg,“ fuhr der Staatsanwalt gereizt durch dieses Schweigen, nun schärfer fort. „Ein elender Verleumder, der —“

„Ich leugne es nicht,“ gab Röllsperg jetzt plötzlich zu Wittersfelds Erstaunen gelassen zurück und sah ihm voll in die Augen.

„Aber Mensch, warum — ?“

„Weil ich Ihre Frau hasste, Wittersfeld — oder liebte, was vielleicht dasselbe ist. Sie hatte mich verschmäht und ich schwor ihr Rache.“

„Und um eine anständige Frau dafür zu strafen, daß Sie Ihre schmachvollen Huldigungen zurückwies, suchten Sie ihre Ehre, ihr Familienglück zu zerstören — Teufel in Menschenform!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr von Wittersfeld.“

„Glauben Sie wirklich, daß ich mich mit Ihnen schlagen werde?“ lachte der Staatsanwalt höhnisch auf. „Nein, mein Herr, selbst wenn ich als Justizbeamter das Gesetz hochhalten müßte, würde ich mich Ihnen nicht mit der Pistole oder dem Degen gegenüberstellen. Menschen wie Sie züchtigt man wie einen Buben mit der Peitsche, aber man stellt sich Ihnen nicht zum Duell.“

Röllsperg hob müde abwehrend die Hand. „Lassen Sie's gut sein, Wittersfeld, ich bin gestraft genug, bestraft durch ein Etwas in meiner Brust, dessen Dasein ich bislang für ein Märchen gehalten habe. Lassen Sie's gut sein, und wenn Sie können, verzeihen Sie mir!“

„Verzeihen — ich Ihnen?“ rief Wittersfeld bitter. „Ihnen verzeihen, daß Sie mir meine Kinder genommen haben, daß Sie mir beinahe auch mein Weib entrissen hätten? Daß Sie eine Vergesellschaft von Dual und Selbstvorwürfen auf mich häufen? Es tut mir leid, Graf Röllsperg, aber solche Engelsgütigkeit zählt nicht zu meinen Charaktereigenschaften. Bitten Sie Gott um Verzeihung — wenn er Ihnen dieselbe zu gewähren vermögt, ich kann es nicht!“

Da legte sich eine kleine, schwarz behandschuhte Hand auf den Arm des erregten Mannes und eine weiche Stimme sagte: „O Alexander, sei nicht so hart! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern . . .“

Dann streckte sich die kleine Hand dem Grafen entgegen und die weiche Stimme fuhr fort: „Ich verzeihe Ihnen, Graf Röllsperg, vergebe Ihnen von ganzem Herzen! Und auch mein Mann wird es noch tun, ver-

lassen Sie sich darauf. Er ist nicht so hart, als er manchmal scheinen will.“

Aber Graf Röllsperg ergriff die dargebotene Hand nicht. Hörmlich entsezt starzte er in das bleiche, unnatürlich schmal gewordene Antlitz der jungen Frau. Wollte sie ihm verhöhnen? Da waren ja die Verachtung und der Zorn des Staatsanwalts Balsam gegen diese Freindlichkeit, die sich wie ein glühendes Eisen in sein Herz bohrte. Ein heiseres Lachen brach über seine Lippen und er stürzte hinaus in die Nacht, so jäh und unvermittelt, daß die Bediensteten des Modewarenhauses, denen die kleine Szene bisher entgangen war, betroffen aufblickten.

Einige Tage später erzählte man sich in Wien, Graf Röllsperg befand sich in Monte Carlo und sei auf dem besten Wege, dort die Bank zu sprengen. In der Tat hatte der Graf beim grünen Tische ein unerhörtes Glück. Er selbst zeigte sich freilich davon am wenigsten erbaut.

„Num ist meinem Leben der letzte Reiz genommen,“ schrieb er verzweifelt an einen Wiener Freund. „Auch die Spannung, welche in der Abwechslung von Gewinn und Verlust liegt, existiert nicht mehr für mich. Wie ich das auf die Dauer anhalten werde, weiß ich nicht.“

Er hielt es nicht aus. Wieder einige Tage später durchlief die Zeitungen eine Notiz, in welchem von einem österreichischen Aristokraten berichtet wurde, der sich in den Kasinoanlagen von Monte Carlo erschossen hatte. Der Beilagenwert habe sein ungewöhnliches Glück im Spiel nicht ertragen können, offenbar hatte die Freude darüber seinen Geist getrübt.

Die Welt las, lächelte über den sonderbaren Schwärmer, bedauerte ihn wohl auch ein wenig und dann — vergaß man ihn.

Niemand betrauerte ihn, nur eine Frau weinte ihm eine Träne nach und das war gerade diejenige, der er das schwerste Herzleid in ihrem Leben zugefügt hatte — Konstanze von Wittersfeld.

Auf dem Ballon eines eleganten Hotels in Montreux sitzend, hatte sie beim Morgentee die Todesnachricht in der Zeitung gefunden und reichte diese mit ernster Miene ihrem Gatten hin.

„Wie froh bin ich, daß ich ihm für dich und mich verziehen habe, Alexander,“ bemerkte sie halblaut. „Ich würde mir jetzt den Vorwurf machen, ihn durch meine Unverhönllichkeit in den Tod getrieben zu haben . . .“

„Oder war es gerade deine Verzeihung, die er nicht ertragen konnte und die ihn in den Tod trieb,“ dachte der Staatsanwalt, aber er hütete sich wohl, es auszusprechen.

* * *

Der Frühling war bereits in das Land gezogen, als das staatsanwaltliche Ehepaar das Narzissen umstandene Montreux verließ und nach Wien zurückkehrte.

Man fand dort allgemein, daß die Ortsveränderung sehr günstig auf die beiden eingewirkt habe und sie nun ihr Schicksal gesiebt und ruhig zu ertragen schienen. Sie lebten zwar sehr zurückgezogen, aber das war nach dem Geschehen eigentlich selbstverständlich, auch schlossen sie sich offenbar nur noch mehr aneinander an und fanden darin den besten Trost.

Der Staatsanwalt war auch wirklich ruhiger geworden. Swarz, in der ersten Zeit,

da hatten die Selbstvorwürfe noch große



Graf v. Dallwitz, der neue Statthalter der Reichslande.

Zu dem Statthalterwechsel in Elsaß-Lothringen. Der deutsche Kaiser hat das Abschiedsgesuch des Statthalters Grafen von Wedel genehmigt und den Staatsminister v. Dallwitz zum Nachfolger ernannt, an dessen Stelle der Wirkliche Geheime



Der neue Polizeiminister v. Loebell.

Rat von Loebell das Ministerium des Innern übernommen hat. Der neue Statthalter Dr. von Dallwitz wurde 1855 in Breslau geboren und trat 1879 in den Staatsdienst. 1900 erhielt er die Berufung ins Ministerium als Hilfsarbeiter. 1910 wurde er Minister, nachdem er vorher als Oberpräsident in Breslau gewirkt hatte. — Minister v. Loebell steht im 60. Lebensjahr und ist durch seine Tätigkeit als Chef der Reichskanzlei und Oberpräsident der Provinz Brandenburg bekannt geworden.

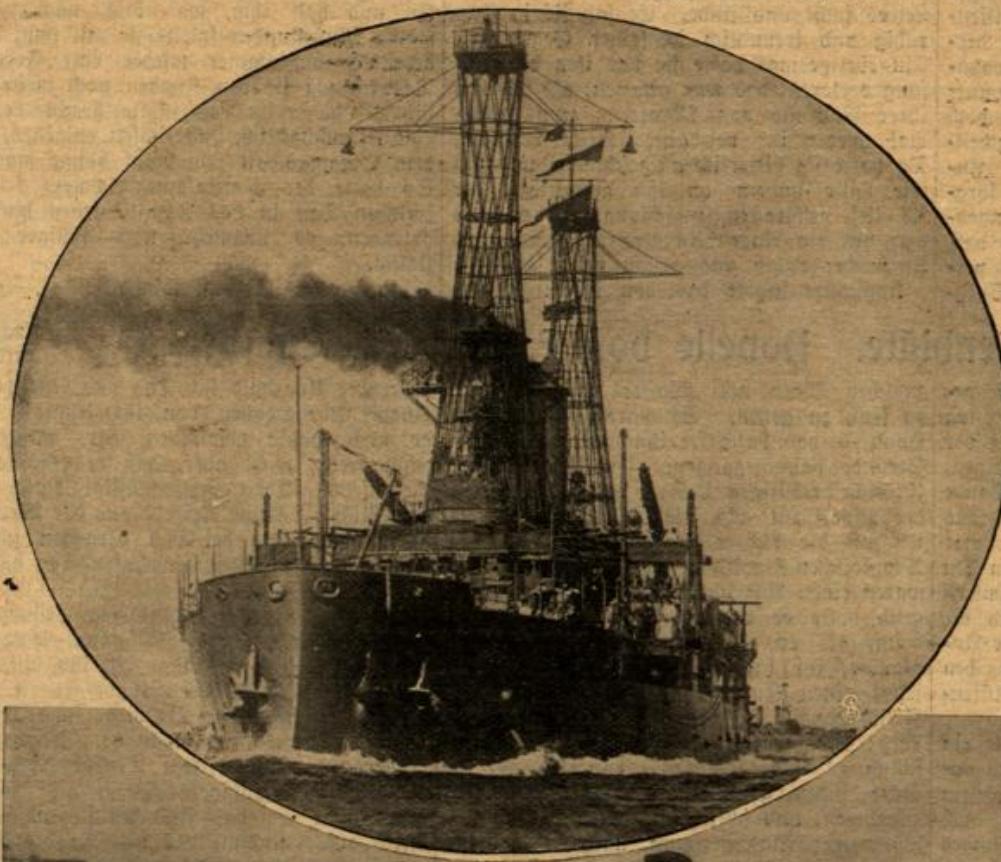


Zur 50jährigen Wiederkehr des Krieges gegen Dänemark: Die alten Döppel-Stürmer des 4. Garderegiments.

Die 50. Wiederkehr des Jubiläums von Döppel, dessen auch der deutsche Kaiser in zwei Erlassen an die Armee und die Marine gebachtete, wurde von allen Truppenteilen, die seinerzeit vor Döppel im Feuer standen, durch eine Reihe militärischer Erinnerungsfeiern festlich begangen. Bereits am Vorabend wurden Begrüßungskommessen abgehalten, zu denen sich zahlreiche alte Kriegsteilnehmer und ehemalige Waffenkameraden eingefunden hatten. Am Jubeltage selbst fanden, begünstigt von sonnenfahrem Frühlingswetter, seitens der einzelnen Regimenter Appelle und Festparaden statt, bei denen die anwesenden Döppel-Veteranen als Ehrengäste gefeiert wurden.



Eine Unterseeboot-Division.



Zum Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika gegen Mexiko: Neue, auf den amerikanischen Schlachtschiffen eingeführte Doppel-torpedos.

In der Mitte: Das amerikan. Schlachtschiff „Louisiana“, eines der schnellsten der Welt.



Bewaffnete Mexikanerin.



von Glasenapp, der neue Polizeipräsident von Köln.



Dr. v. Pistorius, der neue württemberg. Finanzminister.

Macht über ihn und erfüllten ihn oft mit verzehrender Qual. Aber Konstanze wußte so lieb zu trösten und die düsteren Schatten von seiner Stirne zu verscheuchen, in ihrer Nähe war es ihm leichter, und er dankte dann nur dem Allgütigen, daß er ihm seinen größten Schatz, sein treues Weib gelassen.

Als sie die freie Schweiz verlassen hatten, vertiefe er sich mit verdoppeltem Eifer in seine Amtsgeschäfte, und von da an tauchten die finsternen Schatten immer seltener vor ihm auf. Nach Beendigung der Bueraustunden erwartet ihn ein trautes Heim und in diesem sein liebevolles Weib und sein prächtiger Knabe, die ihm jeden Augenblick behaglich zu machen strebten. Ungetröst verloß ihm die Zeit im Familienkreise; fühlte er auch schmerzlich, daß der selbe Kleiner geworden, so tat die Gewohnheit viel. Langsam überwand er; konnte er auch nicht ganz vergessen, so war doch der wilde Schmerz, die trostlose Verzweiflung einer stillen Ergebung gewichen. Anfangs vermied er es im Gespräche sorgfältig, eine Erinnerung an die Vergangenheit anzuschlagen, später gab sich auch das.

Seine Frau umgab Wittersfeld mit verdoppelter Liebe, mit der zärtlichsten Sorg-

salt. Überhaupt war jetzt über das Wesen des ernsten Mannes eine seltsame Weichheit und Milde ausgegossen. Nicht nur in seinem Hause, auch in seinem Berufe machte sich das bemerklich. Die Verteidiger blieben manchmal ganz erstaunt auf, wenn der Staatsanwalt, der sie sonst eigenständig und mitleidslos bis aufs Messer bekämpft hatte, gleichviel ob die Verdachtsgründe für oder gegen den Angeklagten sprachen, sich plötzlich erhob und die Anklage zurückzog, „weil er nicht die Überzeugung von der Schuld des Angeklagten gewinnen konnte.“

Und Frau Konstanze?

Alexander nahm an, daß seine Frau in seiner Liebe und der Arbeit Vergessen ihres Leides suchte und finde. Er sah sie ja stets ruhig und freundlich in seiner Gegenwart. Ein einzigesmal hatte sie vor ihm die Fassung verloren, das war gewesen, als sie nach ihrer Rückreise von Montreux zum erstenmal wieder ihr verwaistes Heim betrat. Da hatte sie bitterlich aufgeschluchzt und sich wie Hilse suchend an ihn geschmiegt, der sie tief erschrocken umschlang. Aber das war nur ein Augenblick gewesen, dann stand sie wieder ruhig und gesäßt neben ihm.

Konstanze führte das von ihrem Pflicht-

gefühl aufgestellte Programm gewissenhaft durch. Sie war die beste Hausfrau, die zärtlichste Gattin und Mutter. In nimmermüder Liebe umsorgte sie den Gatten und den Stießsohn, jeden Wunsch des ersten erfüllend, jedem Bedürfnisse des Kindes Rechnung tragend.

Wittersfeld war nahe daran gewesen, gegen seinen Sohn aus der ersten Ehe eine unrechtfertigte Abneigung zu fassen. Daß seine Frau, ganz gegen sein Erwarten, dem fremden Kinde noch mehr als früher ihre Liebe zuwandte, hatte ihn jedoch beschämmt und rechtzeitig zur Einsicht gebracht. Frau Konstanze beschäftigte sich viel mit Alessio, sie überwachte und regelte seine Schularbeiten und half ihm, wo nötig, nach. In seinen Ruhestunden spielte sie mit ihm, und bereitete ihm immer wieder eine Freude. Dadurch zog sie den Knaben noch mehr an sich und da er ihr Leid fühlte, brachte er ihr eine leidenschaftliche Zärtlichkeit entgegen, die dem Staatsanwalt manchmal bange machte. So hatte der gemeinsame Schmerz keinen fremden Ton in das Familienleben hineingetragen, es vielmehr noch inniger gestaltet.

(Schluß folgt.)

Nachdr.
verbot.

In der Maienblüte. Novelle von F. H. v. d. Emscher.

Es war wieder einmal Mai geworden. Draußen in Werder lag im Frühlingssonnenchein der Blütenhase auf den Zweigen, und zu Wasser und zu Lande kam die Großstädter hinaus aus der steinernen Wüste. In Wannsee war eben wieder ein Zug eingelaufen. Im Nu war es schwarz vor dem kleinen Bahnhofgebäude, und in Scharen ergossen sich die frühlingsfrohen Ausflügler hinunter zur Anlegestelle, wo ein großer Dampfer den anderen ablöste zur Fahrt nach dem Blütenmeer in Werder.

Ganz vorn auf der ersten Bank hatte ein junger Mann Platz genommen, der sich anscheinend nicht eben wohl fühlte in diesem Gedränge. Vor einem Jahr war er auch draußen gewesen. Ein gertenschlankes, junges Wesen tauchte in seiner Erinnerung auf, mit blondem Haar und veilchenblauen Augen und jenem Chic in jeder Linie und Bewegung, der ihn zur höchsten Bewunderung entflammen konnte. Er hatte ihre Bekanntschaft gemacht, und ohne Zumperlichkeit war sie auf seinen fröhlich-sameradischen Ton eingegangen. Sie waren lange durch die Blütenpracht geschritten. Bald hatte er einige stimmungsvolle Verse, die sein innerliches Eigentum geworden waren, gesprochen, und sie hatte mit Worten ihres Lieblingsdichters geantwortet. Dann hatten sie einen der Aussichtstürme bestiegen und in schweigender Bewunderung dieses Frühlingsmärchen auf ihre jungen Seelen wirken lassen.

„Wie schade doch,“ meinte Berni, seine Begleiterin, „daß hier der höchste Zauber der Natur durch die Geschäftsfucht der Menschen in ein wüstes Jahrmarktstreiben verwandelt wird, das den wenigen, die die Natur lieben, das Vergnügen raubt und all' die andern die Natur über dem bunten, johlenden Treiben vergessen läßt.“

Berstimmt hatte er ihr beigeplichtet, und dann waren sie einig geworden, den Dampfer nach Wannsee zu benutzen, an der Pfaueninsel auszusteigen und den herrlichen Weg

zwischen Wald und Wasser nach Wannsee zu Fuß zu gehen. So waren sie Hand in Hand — das hatte sie ihm gestattet — am Strand dahingegangen. Ein gutes Stück ihres beiderseitigen Lebens hatten sie einander anvertraut, als sie den Karst umschritten und die Lichter der Landungsbrücke des Schwedischen Pavillons aufblitzen sahen. Sie waren einen Augenblick stehen geblieben, fragend hatte er ihr ins Auge geschaut und dann, als er ein „Ja“ darin zu schauen glaubte, ihr fast ehrerbietig und doch besiegelt einen Kuß auf die Lippen gedrückt. Gleich darauf betrat sie einen belebteren Weg; sie wurde scheuer, zurückhaltender, schlug es ihm, fast stolz, rundweg ab, im Schwedischen Pavillon das Abendbrot einzunehmen, und schließlich hatten sie sich am Potsdamer Platz getrennt, nachdem sie seine weitere Begleitung abgelehnt und ihm eine Adresse gegeben hatte, unter der er ihr postlagernd schreiben solle.

Fast schüchtern hatte er, der sonst so Siegesgewisse, sie gefragt: „Fräulein Berni, Sie sind so ganz anders als vorhin. Habe ich unbewußt Ihr Missfallen erregt? Oder — oder sehen Sie sich vielleicht enttäuscht in mir?“

„Hätte ich Ihnen dann meine Adresse geben und ein Wiedersehen versprochen?“ lachte sie lustig auf. Und während ihm noch ihr glodenhelles Lachen in die Ohren klang, war sie auf und davon.

Noch am selben Abend hatte er sich hingesetzt und sie schriftlich um ein Wiedersehen gebeten. Zwei, drei Tage wartete er, lief wohl zehnmal am Tage an den Hausbrieftafeln, alles vergebens. Als schließlich acht Tage vergangen waren, da hatte er die Unruhe nicht länger ertragen können. Er war hinausgefahren nach jenem Postamt, an das sein Brief gerichtet war, und hatte am Schalter seinen eigenen Brief verlangt. „Nichts da!“ klang es geschäftsmäßig zurück. Könnte dieses Mädchen ein frivoles Spiel mit ihm getrieben haben? Sie hatte ihn vielleicht schon vergessen, ihn, der in ver-

zehrender Ungeduld sich Tag und Nacht nach einem Lebenszeichen von ihr sehnte! Wie er nach Hause gekommen war, wußte er nicht mehr, wohl aber, daß er eine lange Zeit seine Arbeit vernachlässigt hatte, bis schließlich die kleine Episode aus der Werderschen Baumblüte bei ihm dergesten schien, und er wieder seinen gewohnten Tag dahinlebte.

Unsanft wurde er aus diesen Erinnerungen aufgerüttelt; der Dampfer legte in Werder an, das Gedränge riß ihn mit und nahm seine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß er keine Zeit mehr fand, seinen Gedanken weiter nachzuhängen. Mechanisch trachtete er, aus diesem Trubel herauszukommen auf ruhigere Wege, und wieder tauchte vor ihm das Bild des jungen Mädchens auf. Richtig, das war ja der Weg, den sie vor einem Jahre Arm in Arm gegangen waren.

Schließlich trat er in den ersten besten Garten. Bei einer Tasse Kaffee und seiner gewohnten Zigarette betrachtete er das laute, bunte Treiben. Dann stieg er die steile Wendeltreppe des Aussichtsturms hinauf. Jetzt war die Plattform erreicht. Nur zwei junge Mädchen standen oben, die, ganz in den unvergleichlich schönen Ausblick verloren, ihm den Rücken zuwandten. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte es ihn. War das nicht Bernis Figur? Unentschlossen stand er den Bruchteil einer Sekunde da, und schon war es zu spät. Die beiden drehten sich kurz um, und während er selbst von einem nachdrängenden Paar vollends auf die Plattform hinaufgeschoben wurde, stand er Auge in Auge derjenigen gegenüber, die in seinem Leben eine so kurze und doch so bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte. Halb mechanisch griff er nach dem Hut, um die Hand in halber Höhe wieder sinken zu lassen und sich an seiner Kravatte zu schaffen zu machen. Auch über Bernis Antlitz huschte ein freudiges Aufleuchten, dann aber, als sie sah, wie er verlegen wegschaute, wandelte es sich in eisigen Hochmut.

„Komm, Grete,“ herrschte sie ihre Be-

gleiterin an und zog sie halb gewaltsam zu der Treppe.

„Aber was hast du denn plötzlich?“ fragte diese und verzog schmollend das Mäulchen. Sie war ja gewohnt, sich den Launen ihrer überlegenen Begleiterin zu fügen, an der sie mit schwärmerischer Liebe hing. Und so wagte sie nicht eher wieder etwas zu sagen, als bis sie den Garten verlassen und einen wenig begangenen Fußpfad erreicht hätten.

„Sag mal, Berni, du schilst mich immer, daß ich so neugierig bin. Aber weißt du, du mußt vom Menschen nicht zu viel verlangen — du läßt mich nun schon eine ganze Ewigkeit zapppeln.“

„Fast anderthalb Minuten,“ unterbrach Berni sie ironisch.

„Ich habe ihn schon mal dir gegenüber erwähnt, Grete,“ erwiderte Berni. „Vielleicht erinnerst du dich, wenn ich dir alles erzähle. Ein recht böser Zufall hat sich zwischen uns gestellt.“ Und sie erzählte ihrer kleinen Begleiterin die kurze, schmerzhafte Geschichte, unter der auch sie lange gelitten hatte. Ihr war die ganze Begegnung wie ein Stück „Liebe auf den ersten Blick“ erschienen, und deshalb hatte es sie schwer getroffen, daß sie am Schalter des Postamtes hatte vernehmen müssen, daß ein Brief unter der genannten Chiffre eine halbe Stunde vorher abgeholt war.

Der Grete waren die Augen feucht geworden. Plötzlich blieb sie stehen. „Ich hab's, Berni. Ich werde euch schon wieder zusammenbringen, ohne daß du ihn aufklären müßtest. Auf der Stelle laufe ich zurück und suche ihn, und dann gehe ich einfach auf ihn zu und sage: Mein Herr — weißt du, so muß man nämlich sagen, in den Romanen steht das immer so — Mein Herr, Sie sind sehr schief gewickelt, wenn Sie denken, daß meine Freundin Berni so ist, wie Sie denken. Die ist viel besser und edler wie Sie — wie Sie annehmen, meine ich natürlich. Die hat nämlich Ihren Brief gar nicht gekriegt, weil ihm jemand anders abgeholt hatte. Also konnte sie ihn doch nicht kriegen, wie Sie hoffentlich einsehen werden. Und wenn Sie nicht so dämlich gewesen wären — nein, ich werde doch lieber sagen: Und wenn Sie wenigstens schlau gewesen wären, ihr Ihre Adresse zu geben.“

Humoristisches.

Sie kennt sich aus. Nesse (Student): „Tantchen, wenn ich kein Geld habe, kann ich auch nicht studieren.“ — Tante: „Ach, Jungchen, wenn du Geld hast, kannst du erst recht nicht studieren.“

Auszeichnung. Hofmeister (mit großer Familie in ärmlichen Verhältnissen): „Es sind heute fünfundzwanzig Jahre, daß ich auf Ihrem Rittergut Hofmeister bin, Herr Kommerzienrat.“ — Kommerzienrat: „Gut — so ernenne ich Sie von jetzt ab zu meinem Oberhofmeister.“

Passende Widmung. Kassier: „Wir wollen unsern Büreauvorsteher also zu seinem silbernen Jubiläum einen neuen Arbeitsstisch verehren: könnten Sie wohl die entsprechende Widmung dazu machen!“ — Buchhalter: „Sehr einfach; wir lassen auf den Tisch eingravieren: Hier ruht unser lieber Büreauvorsteher . . .!“

Katheberblüte. Zur Zeit Napoleons I. wurde jedes Kind mit dem Marschallstab im Tornister geboren.

Höflich. Richter: „Sie kommen mir bekannt vor! Sind Sie nicht ein Einbrecher, der von mir mal zu einer längeren Buchthaus-

strafe verurteilt worden ist?“ — Angeklagter: „Jawohl, ich hatte das Vergnügen!“ Besteuerte Neugierde. Fremder: „Hier steht: „Das Übersteigen der Mauer und der Zutritt zur Quelle ist bei Geldstrafe verboten . . . was ist denn das für eine Quelle?“ Polizist: „Sie, das ist e' gute Einnahmequelle!“

Ausrede. Präsident: „Vor dem Untersuchungsrichter haben Sie den Vorfall ganz anders dargestellt.“ Angeklagter: „Das kann nur auf Verhören beruhen!“

Steigerung. „Ihr Sohn treibt Muß!“ — „Sogar die Posaune!“ Neue Rasse. „Donnerwetter, Ihr Hund kann ja rasend laufen. Was ist das eigentlich für eine Rasse?“ — „Das ist ein Automopel!“ Einfach. Gast: „Im Bier ist eine Fliege, die ich nicht herauskriegen kann.“ — Wirt: „Na, trinken Sie sie halt mit und spucken Sie nachher aus.“

Wißbegier. Herr: „Sie haben vorhin meiner Tochter einen Kuß gegeben; rechtfertigen Sie sich!“ — Klavierlehrer: „Ich wollte mich nur überzeugen, ob sie den Mund auf dem rechten Fleck hat!“

lang es unwirsch zurück. Der aber, den es anging, horchte auf. Sollte er etwa noch verhöhnt werden? Aber schon drang es wieder an sein Ohr: „Mein Gott, was soll denn albern daran sein? Man kann doch postlagernde Briefe schreiben.“

„Ich bitte dich nochmals Grete, sei ruhig. Mir scheint, dein Schwips ist viel größer, als du denkst.“

„Ich habe jetzt gar keinen Schwips mehr. Im Gegenteil, ich habe jetzt sogar ein famoses Gedächtnis. Jetzt weiß ich sogar ganz genau, daß du mir erzählt hast, du hättest dir auch einmal einen postlagernden Brief kommen lassen —“

„Psui, Grete, mußt du das gerade in der Eisenbahn erzählen?“ Sie war dem Weinen nahe.

„Ma ja, das braucht ja niemand zu hören, der es nicht hören will.“

Er wollte aber, und so hörte er weiter: „Und du hast mir sogar erzählt, daß du den, der dir den Brief schreiben sollte, ganz riesig lieb gehabt hättest —“

„Grete, du bist nicht bei Sinnen —“

„So, und daß das Liebe auf den ersten Blick gewesen wäre, hast du mir wohl auch nicht erzählt? Und daß du den Brief vom Postamt holen wolltest und hörtest, daß er gerade vorher abgeholt sei? Und daß du darüber Wochenlang ganz unglücklich warst und nur immer wünschtest, den Herrn wiederzusehen? Und daß das ein Jahr her ist? Und daß du den Herrn in der Baumblüte kennen gelernt hastest?“

Sie riß die Hand ihrer fassungslosen Begleiterin herunter, die ihr den Mund zuzuhalten versuchte: „Und daß du, obgleich der Kerl da oben auf dem Turm nicht mal grüßte, unglücklich warst, daß du ihn nicht ansprechen und ihm alles erzählen konntest?“

Der aber fuhr jetzt herum, sah in Bernis totenbleiches Gesicht und ihre tränenseuchten Augen, fasste leise ihre Hand und beugte sich an ihr Ohr: „Ist das alles wahr, Fräulein Berni?“

Ein vielsagender Händedruck war die einzige Antwort.

„Berni, Berni, du Geliebte, verzeihe, daß ich jemals an dir zweifeln konnte.“

Mit wenigen Sätzen hatten sie sich ausgesprochen.

Dexierbild.



Wo ist der Papa?



Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck,
der neue Kommandeur der ostafsl. Schutztruppe.



Vom Magdeburger Reittournier: Ein verunglückter Reiter wird von Pionieren aus dem Graben gezogen.

Das Magdeburger Reittournier am Herrenkrug fand dank der für deutsche Turniersportverhältnisse ganz ungewöhnlichen Höhe seiner Preise eine hervorragende Beteiligung. Allerdings waren auch die Anforderungen an das zu prüfende Material recht hoch bemessen, und es gab gar viele, die unterwegs Schiffbruch erlitten. So namentlich bei dem schweren Geländeritt über 15 Kilometer, dessen 25 Hindernisse nur wenige Reiter glatt zu bewältigen vermochten; besonders die tiefen, steilen Gräben wurden manchem Teilnehmer zum Verhängnis.

Zum Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ist nach kürzlich erfolgter Verabschiedung des Oberstleutnants Freiherrn v. Schleinitz dessen bisheriger Stellvertreter Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck ernannt worden.

Der Einzug der 99er in Zabern. Geführt von dem neuen Kommandeur Obersten v. Gündell, zogen die beiden Bataillone wieder in ihre alte Garnisonstadt ein.



Der Wiedereinzug des 2. Oberrheinischen Infanterie-Regiments Nr. 99 in Zabern.

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 20

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das deutsche Kronprinzenpaar bei den Oster-Rennen in Karlshorst; rechts Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Schluß

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Nachdr. verb.

Aber troß ihrer ruhigen Außenseite litt Frau Konstanze unsagbar, mehr, als Alexander ahnen konnte. Oft drückte sie in den bitteren und schlaflosen Nächten schluchzend das Gesicht in die Kissen, um den Gatten nicht zu wecken, und flehte, die Hände in wildem Weh ringend, Gott um seinen Beistand an, daß sie ihrem Schmerze nicht erliege und ihr schweres Tagewerk auch den neuen Tag wieder aufnehmen könne. Dieser neue Tag sah sie dann wieder gefaßt und ruhig am Kaffeetisch, sich freundlich um ihre Lieben bemühend. Aber unter diesen Kämpfen wurde ihre Gestalt immer schmächtiger, ihr Gesicht immer blässer und schmäler und die dünnen Schatten unter den unnatürlich groß gewordenen Augen immer tiefer. Alexander bemerkte dies wohl und nicht ohne Sorge, doch er hoffte auf die Zeit. Es war ja natürlich, daß sie sich grämte, er tat dies ja auch, aber schließlich würde sich das geben.

In der Gesellschaft jedoch flüsterte man sich zu, Frau von Willersfeld habe sich entschließlich verändert. Mit der Schönheit der einst so viel bewunderten Frau sei es dahin. — Der Gram verschont eben nur in Romanen.

Die Bonne war wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens vor Gericht gestellt worden, aber in Abetracht ihrer tiefen Reue und der für sie sehr günstigen Aussage Frau von Willersfelds mit einer sehr milden Strafe, 48 Stunden Arrest, davongekommen. Als sie die Strafe verbüßt hatte, nahm sich wieder Frau Konstanze des gänzlich gebrochenen Mädchens an und verschaffte ihm eine Stelle im Auslande, bei einer befreundeten Familie.

Staatsanwaltschaft von Eltern hatte geheiratet und war überglücklich im Besitz seiner jungen Gattin. Er hatte keine Abnung, welch hohen Preis für sein Glück ein anderes Paar hätte zahlen müssen.

Annette Alben war bei den Schulschwestern de Notre-Dame als Novizin eingetreten und hoffte später in ihrer Beschäftigung als Lehrerin Vergessenheit und Bestredigung zu finden.

Prinz Heinrichs Vermählung war auch bereits erfolgt und er befand sich mit seiner jungen Gemahlin auf Reisen.

„Möchten sie alle das Glück finden, wie sie es sich erträumen.“ dachte Frau Konstanze oft, wenn sie sich ihrer Freunde erinnerte. „Wollte nur Gott auch mir einen Weg weisen, mein verlorenes Glück wiederzufinden oder wenigstens die Ruhe des Geistes.“

Der Jahrestag der Katastrophe war wieder gefehlt.

Es herrschte prachtvolles Winterwetter und auf Frau von Willersfelds Wunsch mußte der Wagen offen bleiben, als er vom Zentralfriedhof weg der Stadt wieder zusehnte. Sie hatten dort das kleine Doppelgrab besucht und das Marmordenkmal mit Blumen geschmückt. Die Heimfahrt verließ sehr schweig-

sam. Staatsanwalt Willersfeld war in ernstes Nachdenken versunken, die junge Frau starrie mit brennenden Augen vor sich hin und Alessa schmiegte sich ängstlich an die Mama und küßte wieder und wieder ihre Hände.

Da trat ein ärmlich, fast zerlumpt gekleidetes Weib mit einem etwa einjährigen Kind auf den Arm auf den Gummiaudier mit seinen erschöpft vornehmnen Injassen zu, und streckte flehend die Hand aus. Konstanze zog mit einem bittenden Blick auf ihren Gatten die Schür und der Wagen hielt.

„Ich bitt' schön, Euer Gnaden, schenken's mir a Kleinigkeit — 's is bitter kalt und mei arm's Kind da friert und hungert.“

Der Staatsanwalt zog die Börse und reichte der Bettlerin ein größeres Silberstück, bemerkte aber gleichzeitig: „Wissen Sie auch, gute Frau, daß in Wien das Betteln verboten ist?“

„Alexander!“ sagte Frau Konstanze bittend.

„Beruhige dich, liebes Kind, meine Bemerkung sollte mehr eine Warnung, denn ein Vorwurf sein. Dort hinten sehe ich einen Bachmann, und wie ich fürchte, sieht er uns auch. Seien Sie also vorsichtig, gute Frau, sonst — Sie wissen wohl!“

„Tausend Vergelt's Gott, gnä Herr! Sie ham scho recht und ich wußt a, daß Betteln verboten is, aber sagen's selbst, was soll unserans sunstn anhang'n, wenn ma Ian Verdienst hat und fa Kreuzer Geld, fa Stück Brot, fa Kohl'n in der Stub'n ist? Arbeit hab ich kane, mei Mann a net, denn 's Schneeschaujeln geht heut net und mei Kind hungert. — Ja, aber von mir wollt i gar nix sagen, aber ihr Kind leiden z'segn, Herr, das schneid't auner Mutter ins Herz, da lernt so schön 's Betteln.“

„Ist die Kleine Ihr einziges Kind?“ fragt Frau von Willersfeld lebhaft interessiert.

„Ja, jetzt is sie 's, zwu san mer g'storbn; im Herbst war's. 's Geld hab i net g'habt, um das herbeiz'schaffen, was der Armentodktor für s' verlangt hat, so mußt'n s' halt sterben —“

Eine Träne rollte der Armen über das abgezehrte Gesicht, das deutlicher als alle Zeugnisse die Wahrheit ihrer Worte bestätigte. Frau von Willersfeld war zusammengezuckt. Bewegt drückte sie noch eine Banknote in die Hand des Weibes, fragte sie nach ihrer Adresse und sagte tröstend: „Ich komme nächster Tage zu Ihnen, vielleicht kann ich Ihnen Arbeit verschaffen und damit eine Besserung Ihrer mislichen Lage herbeiführen. Für jetzt gehabt Sie sich wohl!“

In den matten Augen der armen Frau blitze ein freudiger Strahl auf. „O tausend Dank, gnä Frau, Gott mög' Ihnen segnen und Ihnen noch recht viel Freud an Ihren Kindern bescher'n —“

Die junge Frau zuckte abermals bestig zusammen, Alessa schmiegte sich noch dichter an die Mama und bat leise: „Nicht wieder weinen, Mama!“

Der Staatsanwalt blieb erschrocken auf seine Frau, aber er beruhigte sich schnell wieder, als Konstanze leicht über die Wange des Knaben strich und in festem Tone entgegnete: „Nein, ich weine nicht, mein lieber Junge! Gott wird alles wohl machen.“ Und ihrem Gatten die Hand bietend, segte sie leiser hinzu: „Wir tragen vielleicht noch nicht das schwerste Leid, nicht wahr, Alexander?“

Ein Handkuss war seine Antwort.

Und tatsächlich, zum erstenmal war Konstanzen Fassung keine mühsam erlangte gewesen. Der Segensspruch des armen Weibes hat ihr ilesamerweise nicht web, sondern wohl getan. Er hatte in ihr eine Saite froher Hoffnung erklingen lassen, und zum erstenmal seit ihrer kleinen Tod sah sie ohne Bitterkeit in die Zukunft.

Dazu hatte ihr die Bettlerin das Mittel gezeigt. Bergeisen und den Frieden des Herzens zu finden, dieses Mittel, nach dem sie sich so heiß gesucht und das sie hatte nicht finden können, es war: fremde Not zu lindern und darüber den eigenen Kummer zu vergessen. Danach verfuhr sie fortan und sie konnte nicht umhin, das Mittel gut zu finden.

Gewiß, sie hatte die Wohltätigkeit ja immer geübt, aber in anderer Art. Sie hatte früher in prunkvollen Toiletten für die Armen getanzt und in Bazaren für die Unglücklichen geschachert, jetzt ging sie selbst in die Dachstubchen und Kellerwohnungen der Armen, sprach mit ihnen und legte, wo es nottat, selbst Hand an, ihre trostlose Lage zu verbessern. Man verehrte sie in den Armenvierteln bald als einen Engel des Trostes, und sie selbst mußte sich sagen, daß diese Art Mildtätigkeit eigentlich viel mehr befriedige als die andere. Allerdings, die Welt erfuhr nichts von ihrem stillen Wirken im Dienste der Charitas, man nannte ihren Namen nicht mehr in den Zeitungen und Wohltätigkeitskomitees, aber was lag der jungen Frau jetzt noch daran!

Ihr Gatte ließ sie gewähren. Er trat den Wünschen seiner Frau überhaupt wenig entgegen, sie hatte sich jetzt einer viel größeren Freiheit zu erfreuen, denn in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Sogingen wieder Monate dahin. Dann schien es, als rasse sich Konstanze vollends auf. Sah sie auch noch immer bleich und schmal aus, ihr Gang wurde elastischer und in die schönen blauen Augen trat ein fröhlicher Glanz.

Gott straft wohl, aber er quält nicht.

Etwas über zwei Jahre waren verlossen, seit man Elsa und Blanka in die fühe Erde gesenkt, der Mai schüttete sein Blütenfüllhorn über die schöne Kaiserstadt aus, da legte man ein junges, zartes Menschenkind in den Arm des entzückten Vaters.

„'s a Bub und so a schöner kräftiger Kerl, Gott b'hürt ihn!“ bemerkte die weise Frau ganz stolz und wichtig dabei.

Herr von Willersfeld drückte leise und vorsichtig einen Kuß auf die faltige Stirn

des Bübchens, das seine dunklen Augen wehlagend von dem ungewohnten Lichte schloß, dann beugte er sich glückstrahlend zu seiner Gattin nieder, die ihn mit einem Gemisch von Freude und Wehmut ansah.

„Und weißt du auch, wie wir ihn nennen,

mein süßes Weib? Konstantin muß er heißen — still, meine Liebe, keinen Widerspruch, in diesem Punkte mußt du mir meinen Willen lassen.“

Frau Konstanze lächelte sanft und legte ihre Arme um seinen Hals, sein Gesicht

an das ihrige ziehend. „Alexander, Gott hat uns verziehen, und das Glück lehrt wieder bei uns ein,“ flüsterte sie in sein Ohr.

Draußen im Vorzimmer weinte der alte Inspektor Tränen der Freude.

Der Schatz am Lehmgruberhof. Erzählung von Hans Waldmoser, Wels.

Nachdr. verb.

Hoch oben von dem Gebüge der rechtsseitigen Traunländer blickt ein Gehöft herunter auf die reißenden Fluten der Traun, hinüber auf die nahe Kreisstadt und weit hinaus in das gesegnete Heideland. Es ist der Lehmgruberhof, der urkundlich schon mehr als zwei Jahrhunderte dort oben thront und sich bis heute von einem Geschlecht zum andern ein und desselben Namens vererbt hat. Einen schönen Anblick bildet dieses alte Gebäude und seine Umgebung auch in der Nähe, indem es von drei Seiten ein wohlgepflegter Obstgarten einschließt, während die Borderfront, umspannen von Weinranken, dem Traunthal zugeführt ist.

Herbst ist's geworden.

Noch kämpfen die Frühnebel einen schweren Kampf mit der aufsteigenden Sonne, als von der eine halbe Stunde vom Lehmgruberhof entfernten Pfarrkirche die schwermütigen Töne eines Trauergeläutes die Lust durchzittern, herüberdringend bis zum genannten Hof.

Und dort hebt man soeben einen Sarg, der die sterblichen Überreste des leichten Besitzers birgt. Bald wird der Trauerzug auf der schmalen, schlechten Straße sichtbar. Der Bahre folgen die drei Söhne des verstorbenen Bauern, Sepp, Bertl und Florl, dann die nächsten Verwandten und Nachbarn.

Nachmittag ist's geworden, da die Trauergäste von der Totenzehrung, die hier nach altem Brauch und Sitte nach jedem Begräbnis eines Bauerngutsbesitzers in einem von den Angehörigen bestimmten Wirtshaus stattfindet, nun auseinandergingen.

Die näheren Verwandten gaben den Lehmgrubern noch ein Stück Weges das Geleite, dann verabschiedeten sie sich und die Brüder stapsten schweigend den Gangsteig zum Vaterhaus hinauf.

Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt, um das Bedürfnis zu föhlen, mit dem andern zu reden. Und dieses drückende Schweigen dauerte sogar noch eine Zeit lang fort, als sie bereits in der geräumigsten Stube daheim um den Tisch saßen. Jetzt freilich wäre es sowohl dem Sepp, dem Florl und Bertl recht gewesen, wenn endlich einer von ihnen den Mund aufgetan hätte, denn es gab viel zu besprechen, wie dies und jenes geordnet werden sollte und wie die Verhältnisse in der nächsten Zukunft zu gestalten wären. Doch jeder wartete auf des andern erstes Wort.

Dem Sepp mochte nun doch das Schweigen endlich zu langweilig werden. Den Stuhl ein wenig rückend und sich kräftig räusperrnd, begann er: „Als dann es muß jetzt ausgeredet werden. Es hat keinen Wert, wenn wir da beieinander sitzen und jeder läßt die Zunge im Maul liegen, als wär' sie ihm festgewachsen.“

„Das tät ich halt auch meinen,“ stimmte Florl zu, während Bertl, der den Verstand noch nicht recht beisammen hatte, gleichgültig brummte: „Nu ja, mir is a recht!“

„Der Vater liegt jetzt unter der Erd', wir

sind frei, jeder von uns hat nun seinen Willen,“ leitete Sepp das Gespräch weiter. „Seinen Willen, sag' ich, denn das hat jeder von uns nur zu bitter empfunden; wir waren allzeit des Vaters Knechte, die nur die Pflicht erfüllen, wenn es aber unsere Rechte galt, nit musken durften. Hab' ich recht oder nit?“

„Wohl, wohl!“ nickte Florl. „Der Vater war halt ein Eisenhädel, es wird ihm, Gott schenk' ihm die ewige Ruh, nit schaden, wenn ihm eins von seinen eigenen Kindern so was nachsagt. Aber was wahr ist, sel ist wahr, man kann's sagen!“

„A wohl ja, das schon!“ stimmte auch Bertl zu.

„Also so liegt die Sach' auf,“ fuhr Sepp wieder fort. „Des Vaters Eigensinn ist's auch gewesen, daß wir nicht gerad' ein Weniges um unser Erbteil verkürzt worden sind. Um einen dalsteten Feldrain hat er jahrelang mit dem Nachbar prozessiert und was ist bei dem ganzen Handel herausgekommen? Der Nachbar hat den Prozeß gewonnen, der Vater hat zahlen müssen an die Tausende und unser Hof, der heut' leicht schuldenfrei sein könnte wie eh vor, steht jetzt drinnen bis zum Dach. Jetzt heißt's: So Buben, zieht euch das Gehöft heraus, wenn ihr es als eigen haben wollt!“

Mißmutig fiel Sepp's kräftige Faust auf die Platte des wichtigen Eichentisches. Eine Vaterunserlänge herrschte tieses Schweigen, nur Bertl brummte einmal für sich: „Is nit anders! — Is nit anders!“

Weißt d' was, Sepp, wie das Spiel steht, so muß es eins nehmen. Zum Wirtschaften ist's am Lehmgruberhof nimmer, gar kein Draudonen, wohl aber zum abwirtschaften. Also verkaufen wir das ganze Sacherl, wie es liegt und steht, für jeden kommt dabei doch noch so viel heraus, daß er sich ein Kleinhäusl kaufen oder einen Handel anhangen kann, wie es ihm halt nachher paßt.“ Also äußerte der Florl seine Meinung.

„In diesen Stücken stimmen wir nit, Bruder,“ widerrriet Sepp, „schon gar nit!“

„Na, wenn du es besser weißt, besser verstehst, nachher mach' nur ein Angebot. Mir kann es recht sein, wenn es sich sonst hören läßt!“ In dieser Entgegnung Florls lag ein leiser Vorwurf und Spott.

Den Sepp aber beirrten die Worte des Bruders nicht und er fuhr fort: „Ich will nit sagen, daß mein Anraten besser ist, als wie du es meinst. Aber denkt nur einmal, der Hof ist seit zweihundert Jahren in den Händen der Lehmgruber. Unsere Vorfahren werden auch zuwidere Zeiten gesehen haben, Misshäbre, Krieg, Krankheiten und Kummerfälle werden im Lehmgruberhof oft gar arg verippt worden sein. Aber na, sie haben als gute Christenleut' auf unsern Herrgott vertraut, dabei rechtschaffen gearbeitet und gespart und recht ist's allemal wieder worden. Also mein' ich halt, tun wir es denen gleich, bleiben wir schön beieinander und paßt auf,

es wird gehen, wenn auch nit leicht, aber

es wird' gehen, sag' ich. Der Grund, auf dem unser Vaterhaus steht, ist ein Goldboden — ein Schatz liegt darin — aber verstehen muß es eins, ihn zu heben. Freilich, derweil der Vater noch gelebt hat, hab' ich den Sinn, der mir alleweil wieder in den Kopf kommen ist, nit laut werden lassen dürfen. Jetzt aber liegt die Sach' anders.“

„Also willst in unserer Lehmg'stetten nach Geld graben und dabei sollen dir ich und der Bertl wohl helfen!? Na, das ist doch rein zum Lachen!“ Und Florl stieß einen Lacher aus, der dem andern tief im Herzen weh tat.

„Verstehst es halt nit besser,“ sagte Sepp verdrießlich. „Aber damit du mir mit einem den Vorhalt machen kannst, ich wär' verschlossen gewesen, ich hätt' nit ausgeredet, will ich dir sagen, was ich im Schild führe: Hier auf dem Lehmgruberboden soll ein Ziegelwerk erstehen. Trotzdem, daß der Hof so arg verschuldet ist, will ich das Unternehmen allein wagen, wenn du und der Bertl nit zu haben sind.“

„Könnt' mir nit einfallen, eine solche Narretei!“ rief Bertl. „Du bist als Atestester der Uebernehmer und zahlst mir meinen Teil jobald als möglich aus. Wenn der Bertl bei dir bleibt, ist es seine Sach', mich geht's nix an.“

„Das möcht' ich halt wohl meinen, daß es dich nix angeht!“ rief Bertl, durch den Widerspruch geärgert, denn er war dem älteren Bruder immer zugetan gewesen und ließ sich in allem wie ein Kind von ihm leiten.

Ein Wort gab das andere, so daß Florl und Bertl bald auseinander losgingen. Was dem Bertl am Verstand abging, ersetzte eine riesige Körperkraft, und so belam der Florl, trotzdem der ältere Bruder die Kampfhähne trennen wollte, eine gemessene Tracht Prügel. So schloß denn der Begräbnistag des alten Lehmgruber mit Streit und Unfrieden unter seinen Buben.

* * *

Florl hatte das Vaterhaus wenige Wochen nach dem vorerzählten Auftritt verlassen. Da ihm sein Erbteil, wie er es gewünscht, vom älteren Bruder ausbezahlt worden war, zog er in die nahe Kreisstadt, wo er als Pferdeunterhändler sein Fortkommen suchte. Der Bertl war beim Sepp geblieben, und gemeinsam schafften sie Tag um Tag, was in ihren Kräften stand. So kam der Winter, der lange, ins Land, und an den Abenden, wo eins wegen der Finsternis so auch keine richtige Arbeit in der Wirtschaft anzuhängen weiß, fand Sepp Zeit genug, an seinem neuen Unternehmen zu tümmeln, Bläne zu schmieden. Ausgedacht wäre freilich alles recht schön und praktisch gewesen, wie und in welcher Weise die Ziegelfabrik erstehen sollte. Aber die Geldfrage, sie bot Schwierigkeiten, schier nicht zu überwinden.

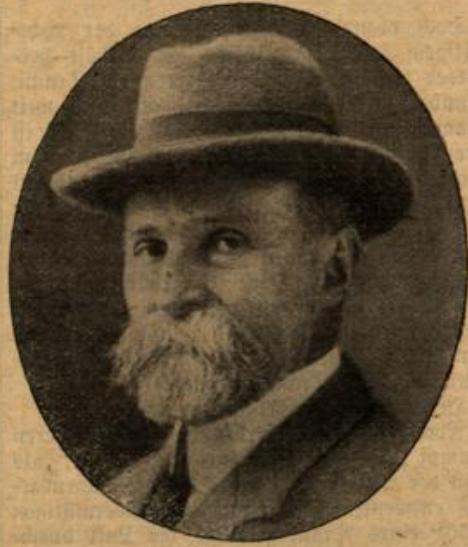
Heiraten wenn er halt täte! ... Die Fanny vom Edithof drüben, sie wäre keine üble Partie. Jung an Jahren, zu ihm



Das diesjährige Hauptfest des Großordens vom hl. Georg in München:
König Ludwig III. als Großmeister im Zug der Ritter.

Das diesjährige Hauptfest des bayerischen Ritterordens vom heiligen Georg wurde mit ganz besonderem Glanze begangen. Konnte doch seit 34 Jahren zum ersten Male wieder der feierliche Akt des Ritterschlags von einem Inhaber der bayerischen Königswürde vollzogen werden. Die drei neuernannten Ordensmitglieder, denen König

Ludwig III. in der reich geschmückten Hofkapelle den Ritterschlag erteilte, waren Karl Freiherr Wambolt v. Umstadt, Graf Johann Preysing-Lichtenegg-Moos und Graf Gerhard Dentice (Frasso). Die Ritterschaft bot in ihrer malerischen Ordenstracht das übliche farbenprächtige Bild. Das Prinzenpaar August Wilhelm von Preußen, das inkognito in München weilte, wohnte der Feier bei.



Prof. A. Bushnell Hart,
ein neuer amerikanischer Austauschprofessor.
Die Austauschprofessur für Berlin hat der Historiker Albert Bushnell Hart von der Harvard-Universität in Cambridge übernommen. Der Gelehrte ist 60 Jahre alt und hat früher in Freiburg i. Br. studiert, wo er 1883 die Doktorwürde erwarb.

Vom Sechseläuten-Umzug in Zürich.
Der großartigen Universitätsweihe folgte der Sechseläuten-Umzug, mit dem Zürich alljährlich den Einzug des Frühlings feiert. Dies Jahr wollten die prachtvollen Gruppen kein Ende nehmen, die alle mehr oder weniger in Beziehung standen zu dem großen Feste der Universität.



Zürichseefahrt im 18. Jahrhundert mit Klopfstod, Bodmer ic.

Vom „Sechseläuten“-Umzug in Zürich.



Diogenes in der Tonne.



Prof. Dr. Ferd. v. Martius,
der hervorragende Staatsrechtslehrer der
Berliner Universität, feierte am 27. April
seinen 75. Geburtstag.

Professor Dr. Ferd. v. Martius,
Geh. Oberregierungsrat, Mitglied des Oberverwaltungsgerichts und Ordinarius für Staats- und Völkerrecht an der Berliner Universität, vollendet am 27. April sein 75. Lebensjahr. Er stammt aus Insterburg und wirkt seit 1898 in der Reichshauptstadt, nachdem er zuvor an den Universitäten zu Königsberg, Freiburg und Tübingen gelehrt hatte. Der hervorragende Staatsrechtskenner ist auch Mitglied des Schiedsgerichtshofs im Haag.



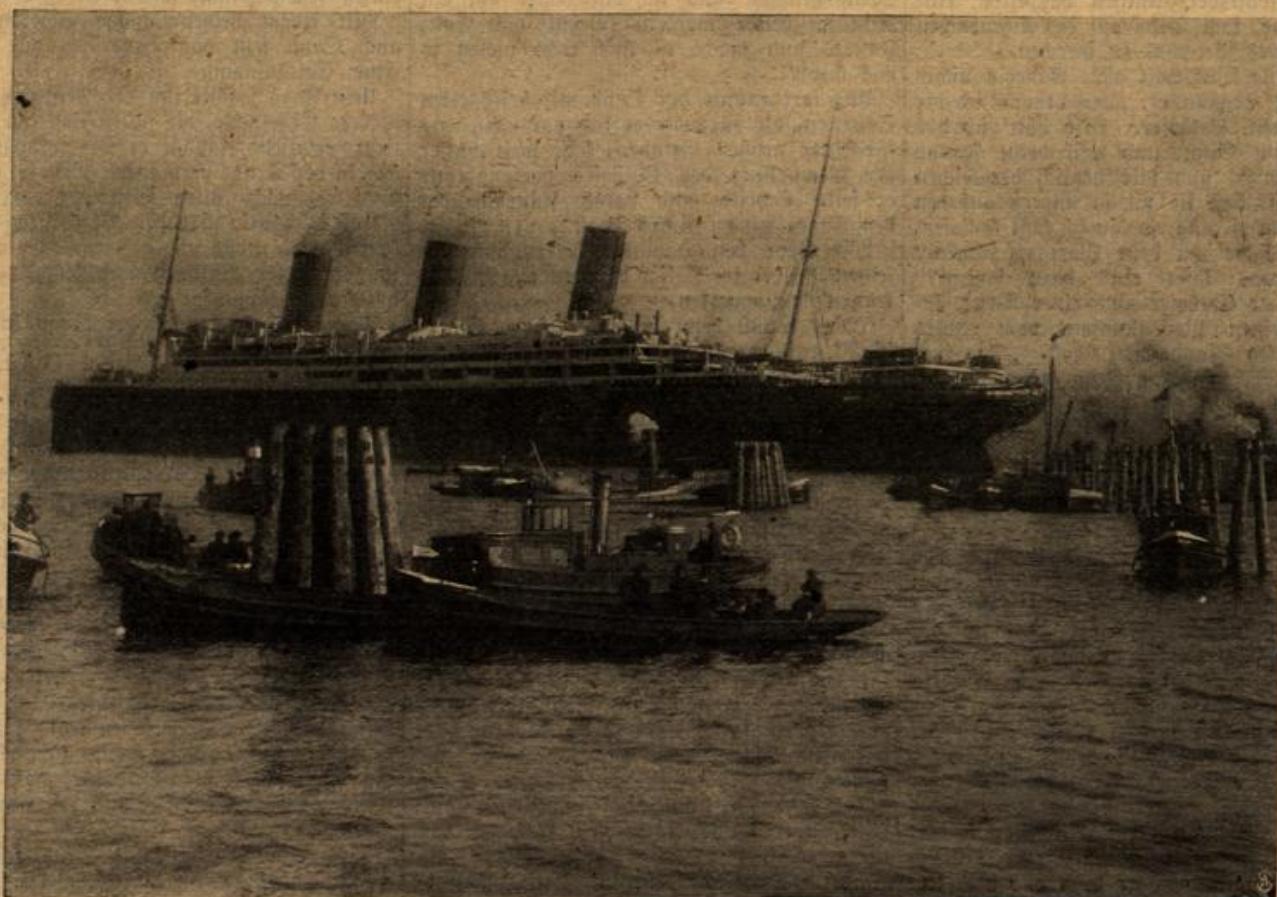
Ein motorloser Flugapparat auf einem Fahrrad.

versitäten zu Königsberg, Freiburg und Tübingen gelehrt hatte. Der hervorragende Staatsrechtskenner ist auch Mitglied des Schiedsgerichtshofs im Haag.

Um den Peugeot-Preis, der demjenigen zufällt, der mit einem motorlosen Flugzeug eine Strecke von mindestens 10 Meter zurücklegt, ohne den Erdboden zu berühren, gedenkt sich der junge Rennfahrer Schoop in Berlin zu bewerben. Sein Apparat besteht aus einem Zweirad, das für Flugzwecke mit Tragflächen von 5 Meter

Länge sowie mit Höhen- und Seitensteuer ausgerüstet ist.

Die erste technische Probefahrt des Dampfers "Vaterland" ist glänzend verlaufen. Der Dampfer erreichte die Geschwindigkeit von 24 Seemeilen in der Stunde bei einer ausgezeichneten Steuersfähigkeit und großer Stabilität. Dann begann die zweitägige Abnahmefahrt, zu der die Mitglieder des Bundesrates und des Reichstages mit einem Sonderzug von Berlin in Cuxhaven zur Besichtigung des Dampfers eintrafen.



Der neue Riesendampfer "Vaterland" der Hamburg-Amerika-Linie, das größte Schiff der Welt, verlässt den Hamburger Hafen.

vassend und — goldig. Und das Dirndl hatte neulich auch dem Sepp, als er ein Stücklein Weges von der Kirche weg mit ihr nach Hause ging, da er ihr von seinen Wirtschaftsverhältnissen erzählte, gemeint: „Du brauchst mir eine Bäuerin, die Geld mitbringt. Sollst einmal beim Edthofer anklipfen, wer weiß, es könnte sich machen lassen.“

Also wenn der Sepp zugreifen wollte, die Gelegenheit war da. Aber es hatte doch einen Haken. Wenn Fannys Vater nicht der Edthofer gewesen wäre, jener Nachbar, mit dem der alte Lehmgrober den langwierigen Prozeß gehabt, nachher freilich hätte es gut tun können. War war der Edthofer alleweil freundlich gegen den Sepp gesinnt gewesen und hatte nie nichts von den früheren Misshelligkeiten merken lassen. — Sepp war nicht der Mann, der eine Sache gleich übers Knie abrach, wie man sagt. Er überlegte daher so und anders, ob er den Schritt zum Edthofer tun solle. Endlich aber entschloß er sich doch dazu. Eher alles versuchen, als über kurz oder lang unter den Hammer zu kommen.

So stapste der junge Lehmgrober eines Sonntags nach dem Mittag hinüber in den Edthof. Der Bauer begrüßte den Sepp zwar recht freundlich, doch konnte er das höhnische Lächeln, welches um die Mundwinkel seines glattrasierten Gesichtes zuckte, nicht gut verbergen. Der Edthofer, jedenfalls schon gut unterrichtet von dem Anliegen des Lehmgrobers, lud diesen ein, ihm in die Kammer zu folgen.

Nachdem das Gespräch zwischen beiden durch einige gleichgültige Redensarten, die von Wirtschaftsverhältnissen handelten, eingeleitet war, kam Sepp auf den eigentlichen Grund seines Besuches zu sprechen.

„Dass eine Wirtschaft ohne Bäuerin nichts gleichsieht,“ begann er, „das brauch' ich dir nit zu sagen, Edthofer. Also hätt' ich das Heiraten im Sinn, und weil deine Fanny noch frei wär' und mir neulich dergleichen gerecht hat, dass sie nit so ungern auf den Lehmgroberhof ging, so bin ich halt kommen, dich als Vater um dein Wort zu fragen.“

„Om, was kann eins dazu sagen!“ brummte der Edthofer nach einer Weile, indem er seinen Pfeifenstummel vom rechten in den linken Mundwinkel schob. „Das sind halt so Sachen . . . Dass meine Fanny gern hinübergang auf deinen Hof, das will ich schon glauben. Aber mein, das Dirndl mutmaßt halt, sie könnt' eine Bäuerin spielen — na, wie es ihr halt zufommen sollt' und müßt' als eine Edthoferische, versteht sich.“

Dem Sepp lief eine Blutwelle über das Gesicht, während der Bauer fortfuhr: „Uebrigens, ich will alle meine Dirndln glücklich verheiratet wissen. Zwei sind es schon, und auch die Fanny soll ihren Willen haben. Wenn es ihr Ernst ist, Lehmgroberin zu werden — von mir aus.“

„Das brauchest nit zu fürchten, dass der Fannerl etwas abgehen kummt am Lehmgroberhof,“ entgegnete Sepp, während der andere schwieg. „Wie meine Verhältnisse stehen, dasselb' weiß deine Tochter so gut wie du selber. Stimmt die Wirtschaft allerwegs zusammen, nachher kann aus dem jetzt verschuldeten Lehmgroberhof in ein paar Jahren eine Goldschmiede werden. Du kennst doch meine Absicht von wegen dem Unternehmen!“

„Wohl, wohl!“ winkte der Bauer gering-

schäzig ab. „Fantasierst alleweil von einer Ziegelsfabrik; möchtest dich herausreihen von dem Heiratsgut der Fannerl! Na . . . wenn das Dirndl nur wegen des Geldes geheiratet sein soll von einem, der nimmer weit zum Abwirtschaften hat, nachher will ich mich nimmer auskennen. Das ist zum Lachen!“

Eine so beleidigende Rede konnte der Sepp nicht verwinden. Ein Faustschlag ins Gesicht wäre ihm lieber gewesen, denn solche Worte aus des Edthofers Munde.

„Edthofer!“ sagte er mit vor Aufregung bebender Stimme. „Ich bin gekommen, dein Wort zu hören, ja oder nein. Aber mich zu hänseln oder mit Vorwürfe zu machen, dazu solltest dich als ehrlicher Christenmensch schämen. Und dass du siehst, dass es ein Lehmgrober nit not hat, sich von dem Heiratsgut deiner Tochter herauszureihen, sollst von mir anders hören. Merk' dir nur das, Nachbar: leicht gerät es dir noch selber, abzwirtschaften! Ein Misjhahr, ein Unglück, und langen kann es.“

Der Edthofer, auf eine solche Entgegnung nicht gefaßt, wollte etwas sagen, doch war Sepp schon zur Kammertür hinaus und schritt dem Vorplatz zu, wo er Fanny traf.

„Hätt' es dir doch sagen sollen, Sepp,“ meinte sie, die Augen zu Boden senkend.

„Dass ich nicht anhalten sollt' im Edthof, gelt?“ preßte der Lehmgrober unvirsch hervor.

„Na, weißt Sepp, nix für ungut. Du hättest mein Wort nit so ernsthaft nehmen sollen von wegen dem Heiraten. Es war nur so eine Redensart von mir.“

„Hast mich halt ein wenig gespärkt; aber ich trag' dir das nit nach. Dir hat's einen Spatz gemacht und ich bin dabei um ein Ritzel gescheiter worden. Behüt' dich Gott, Fanny, und mach' es mir recht vielen so wie mir!“

Und fort rannte der Sepp mit beschwingten Schritten, als fürchtete er sich vor weis was für einer großen Gefahr. Erst weit hinter der Gemarkung des Edthofes verlangsamte er seine Schritte und stapste sinnend über den Anger seinem Antwesen zu.

Wie Sepp den Hausflur betritt, hört er seinen Bruder im Keller drunter aus Leibeskräften herumwerken.

„Was treibst dem heut' an einem Sonntag?“ rufte er übelaufig durch die Kellertür zum Bertl hinunter.

„Frag' nit einen Weil!, hilf mir lieber das Fräherl herausheben von der Grub',“ flang es feuchend zurück.

„Mir scheint der Kump spint,“ brummte Sepp, tappte aber dann den finsternen Raum in den Keller hinab. Ganz hinten in einer Ecke stand Bertl mit aufgestülpten Hemdärmeln, leuchtend und schweißtriefend von einer schweren Arbeit. Neben ihm stand auf einem Mostlaß eine Unschlittlerze, niedergebrannt bis zum Stumpf.

„Ja, Firibus, was sind denn das für Faren, was treibst denn, sag' mir mir? Rappelt leicht?“ forschte Sepp, der gar nicht begreifen konnte, was das sonderbare Beginnen des Bruders bedeuten sollte. Wenn er es auch im Kopf nicht recht beisammen hatte, aber solche Narreteien hatte er doch nie gemacht.

„A wohl na, rappeln tu' i nit,“ kam es im urgemütlischen Ton zurück. „Mach' mir deine Augen auf ein bißsel: da schau her, i bin auf was G'heimes kommen! Weil das Drei-Eimerfaß gerad recht ungelegen kam gestanden ist, so hab' ich mir denkt, sel tät

da hinten besser liegen. Aber der Kellerboden ist auf dem Platzel nit in der Eben g'vesen, also hat es halt abgraben g'heizten. Da grab' ich halt eine Weil — und auf einmal tut die Schaufel einen spassigen Scharrer, eine eiserne Truhe kommt zum Vorschein. Ich denkt', es muß ein Schatz drinnen sein, weil's gar so ein G'wicht hat.“

Sepp trat nun näher und bemerkte in der Grube von beiläufig einem halben Meter Tiefe eine ziemlich große eiserne Truhe, sogar noch ziemlich gut erhalten, da der Raum, worin sie stand, gewölbeartig ausgemauert war. — Herrlichkeit, wenn wirklich Geld drinnen wär', nachher wäre er aus den Sorgen und könnte dem prostigen Edthofer eins aufjingen!

So brachten die Brüder nach vieler Anstrengung die Truhe hinaus in die Stube. Nur gut, daß die Dienstboten, bis auf eine alte, gehörlose Dirn, welche in ihrer Kammer schlief, bei der Segenandacht waren und nicht so bald heimkehrten. Raum daß der Sepp etwas verrichtaust batte, machte er sich daran, die Truhe zu öffnen, aber das Ding schien wie aus einem Stück geschmiedet. Der Dedel wollte nicht weichen. Endlich erst, als Sepp mit aller Gewalt ein starkes Brecheisen in eine kleine Nische trieb, löste sich der Verschluß.

„Fixelement!“ entfuhr es dem Bertl. „Da haben wir das Glumv . . . Nix als vermauerte Steinbroden und um selbe schindet wir uns, wie nur!“

Tatsächlich, das war der Inhalt der Truhe; lauter Kalksteine, wie man solche an der Traun unten findet, die Zwischenräume mit Mörtel ausgefüllt, so daß das ganze einen einzigen festen Klumpen bildete.

Mit einem heidenmäßigen Schelten warf auch Sepp jetzt das Brecheisen zur Seite. Eine Enttäuschung . . .

Überlings befällt ihm der Mißmut. Eine schwere Pickelhake, die neben ihm am Boden liegt, erfaßend, schlägt er wie tollwütig auf das in der Truhe vermauerte Gestein, daß die Splitter nach allen Seiten herumfliegen. Nein, so zornig hat der Bertl den Bruder sein Lebtag noch nie gesehen. Er fürchtet ihn in dieser Wildheit und flüchtet in die anstoßende Kammer.

Noch alleweil schlägt der Sepp in seiner blinden Wut auf die harte Masse los, so daß er es gar nicht merkt, wie ab und zu etwas mit klengendem Geröll auf die-Dielen springt. Noch ein furchtbarer letzter Schlag und der aufgeriegelte junge Mann sinkt erschöpft auf einen Stuhl. Alles ist ruhig, nur das heftige Keuchen aus des Bauers Brust hallt durch den Raum, hörbar bis in die Kammer, wo Bertl furchtsam und ratlos an der Tür lehnt.

Allmählich atmet Sepp wieder ruhiger, aber so erschöpft ist er, daß er, seinen Kopf in die Handflächen auf den Tisch gestützt, nicht wahnnimmt, wie Bertl leise an ihn herantritt und wie besänftigend die schwere Hand auf seine Schultern legt, indem er zaghaft meint: „Gelt Sepp, bist nöt' harb auf mich, i kann nix dafür, daß in der Truhe nix drinnen sein tut, wie grad Steiner.“

Nach einer Weile fährt Sepp erschrocken empor. „Ah so, du bist es, Bertl,“ kommt es tonlos von seinen Lippen. „Om, daß eins so verloßt werden kann!“

Sinnend starri er auf die zerhauene Steinmasse in der Eisentruhe. Aber was ist denn das? Schimmert dort ein paar Schritte

neben der Truhe nicht ein runder, goldglänzender Gegenstand. Seppens Hand langt darnach und mit dem Ausruf: „Bertl, Bertl, wie kommt das Goldstück her!?” hält er die Münze gegen das Licht. Die Brüder suchen jetzt den Raum um die Truhe ab und finden bald mehrere solcher Goldmünzen. Wahrhaftig, die Truhe muß einen Doppelboden haben, in welchem der Schatz einst bei Kriegszeiten eingeschlossen worden sein mag. Doch jetzt ist keine Zeit mehr zum näheren Untersuchen. Der Knecht und zwei Mägde können jedem Augenblick von der Segenandacht heimkommen. Also schaffen Sepp und Bertl die Truhe in die Kammer und machen in der Stube Ordnung, daß niemand etwas merkt. Auch die Grube im Keller verschüttet Bertl wieder sorgsam.

* * *

Auf den Gehängen um den Lehmgruberhof zeigen sich bereits die gelben Blüten des Hüsflattich, einer der ersten Frühlingsboten. Dort und da lagert wohl noch in den Mulden eine schwunzige Schneekruste, aber auch diese letzten Reste des Winters werden der scharfen Sonne nicht lange mehr trotzen können. In der Frühe jubelt das befiederte Sängervolk schon in dem Gezweige der knospenden Bäume, daß es eine helle Freude ist. Und mitten in diesem Jubel der erwachenden Natur arbeitet der Lehmgruber Sepp mit Krampen und Schaufel an einer Leithen, was es Zeug hält. Er legt die gelbe Lehmschicht im Grunde bloß, der erste Beginn zu seinem Unternehmen. Oberhalb des Gehänges führt ein schmaler Fußweg, teilweise von Gesträuch bestanden.

So fröhlich ist der Sepp seit langem schon nimmer gewesen und er singt sich zu der Arbeit sogar ein Bierzeitiges:

„Wann's nur a Dirndl gäb,
Schwarzauget und treu,
's braucht kaa Geld net z'hab'n
I heiratet 's glei!“

Raum war die lechte Silbe dieses gereimten Wunsches verklungen, ließ sich von der Höhe oben am Weg auch schon mit silberheller Stimme die Beantwortung hören:

„Und i möcht' so an Buam,
Bei dem d' Viab für mi schlagt,

Daß i eahn hessen kannnt,
Wann a si' plagt.“

Ueberrascht blickt Sepp nach der Richtung, aber seine Augen können nichts mehr erblicken als den Bipsel eines schwarzen Kopftüchels und eine Hand, welche einen kleinen Stein gegen ihn tollern ließ. Was das für ein Blitztrödel sein muß, das so schnell und buntig auf sein Ohrjoch zu antworten wußte? Diese Frage ging dem Sepp den ganzen Tag über durch den Kopf und als er andern Tags wieder dort arbeitete, versuchte er die Fortsetzung seines gesanglichen Wunsches:

„Mei' liabs Dirndl, laß di' schau'n,
Wer'd doch mei' Schatz,
Denn in mein' Herzen wär'
Grad für di' nur a Blaz.“

Und es sang auch wieder zurück von oben:

„Wenn das just wahr sein tuat,
Komm' morg'n in der Früh,
Sonst aber — i hitt di schön
Laß mir mei' Auah.“

Der Sepp hat sich das Kommen nicht zweimal schaffen lassen. Kaum daß er den andern Tag noch erwarten hat können. Wirklich, da kam um die gleiche Zeit die fremde Dirn mit einem Milchwagerl wieder des Weges. Der Lehmgruber stand einem blühenden Mädchen mit einem paar feurigen Schwarzaugen gegenüber, die den jungen Bauer ganz und gar verblühten.

Die Liebe bedarf nicht erst vieler Worte. Oft genügt ein Blick, ein Händedruck und der glimmende Funken im Herzen wird zur hellen Flamme. Sepp und Gustl, wie das hübsche Kind hieß, welches im Edthof erst kurze Zeit diente, sprachen sich nun täglich und ein halbes Jahrlein später zog die Gustl als junge Bäuerin im Lehmgruberhof ein.

Und des Lehmgrubers Unternehmen — die Ziegelfabrik — sie war bis zum Herbst schon so weit gediehen, daß hinterwärts des Hofs ein mächtiger Schornstein in die Lüfte ragte und am nächsten Frühling sollte der Betrieb beginnen.

Woher er das Geld genommen? Darüber samm und grübelten sowohl der Edthofer und andere Leute und sprachen von einem Schatz, den die Lehmgruber im Keller gefunden hätten, aber Gewisses wußte niemand. Sepp

und Bertl hielten eben den Fund der eisernen Truhe, in deren Doppelboden eine große Menge Gold- und Silbermünzen eingeschlossen war, so geheim als möglich.

An einem kalten sturmischen Winterabend war es auch, als von dem Hoftor des Lehmgrubergutes ein junger, ganz herabgekommener Mensch stand, dem die Zähne vor Kälte aneinanderschlügen. Florl war es, welcher sein Erbteil bis zum letzten Heller mit den Rosshändlern und Anstaubern verpielt hatte. Bertl ging gerade über die Straße und traf den Bruder.

„Bertl,“ redete ihn der Heruntergekommene an, „bitte dich tausendmal, red mir beim Sepp ein gutes Wörtchen, er soll mich aufnehmen; als Knecht soll er mich aufnehmen, ich will arbeiten, gerne arbeiten.“

Und der Bertl ging hinein in die Stube und bat für den Bruder.

„Oh, das kommt nit auf mich an, ob wir den Florl, der sich von uns losgemacht hat, wie wir in der ärgsten Klemme gestellt sind, noch mittun lassen. Der Hof gehört jetzt dir so gut wie mir.“

Sepp suchte mit dem Ausdruck dieser Meinung nur Bertls Geißlung gegen den gefallenen Bruder zu erforschen, da dieser dem Bertl bei jedem Anlaß seine geistige Beschränktheit vorgeworfen hatte. Sepp selbst war in seinem Innern sofort bereit, den Gefunkenen nicht als Knecht, wohl aber als Bruder liebreich aufzunehmen.

„Ich müßt steinen wie ein kleines Bübel, wenn du den Florl fortjagen tägst,“ erklärte er, indem seine großen Augen feucht schimmerten. „Ich blieb' selber nimmer bei dir.“

Also holte er den Florl herein — er, dem es halt „am Verstand fehlte“ — aber im Herzen nicht . . . Und der Frühling kam wieder und mit ihm die „Schwalben“, wie man hierzulande die italienischen Ziegelarbeiter bezeichnet, von denen etwa fünfzig an der Zahl die Arbeit in der Ziegelfabrik des Lehmgruber in Angriff nahmen.

Heute ist der Lehmgruber ein reicher Mann, dem der erste Schatz zu einem zweiten verholzen hat, den ihm der Lehmgrund gab. Neidisch blicken die Nachbarn zum Lehmgruber empor, am meisten aber der Edthofer und seine Famm, welche die Lenzesjahre bereits hinter sich hat.

Humoristisches.

Neue Nasse. „Donnerwetter, Ihr Hund kann ja rasend laufen. Was ist das eigentlich für eine Nasse?“ — „Das ist ein Automoppel!“

Einfach. Gast: „Im Bier ist eine Fliege, die ich nicht herauskratzen kann.“ — **Wirt:** „Na, trinken Sie sie halt mit und spucken sie nachher aus.“

Schöne Aussicht. Fritsch (auf der Straße zum Verehrer seiner Schwester): „Kommen Sie heut' abend wieder zu uns?“ — **Verehrer:** „Janwohl, mein Junge!“ — **Fritsch:** „Na, dann freuen Sie sich! Heute gibts was seines für Sie zu trinken! Mama will Ihnen hente reinen Wein einschenken!“

Bitte um Aufschub. Junge Frau: „Also, von morgen ab werde ich versuchen, allein zu kochen.“ — **Mann:** „So warte doch wenigstens, bis die Haussapotheke eingetroffen ist; sie muß jeden Tag kommen.“

Die Hausfrau (in der Küche): „Ich wollte Minna, Sie hätten — Minna: „Nee, Madam — nicht zu machen, ich bleib mein'n Edward treu!“

Seine Ansicht. Baron: „Jeffrier liefere?“

fleisch? Lachhaft! Das Eis, das der liebe Jott zum Seltfrappieren hat wachsen lassen, soll ein Christ nicht zum Fleischlühlen missbrauchen . . .“

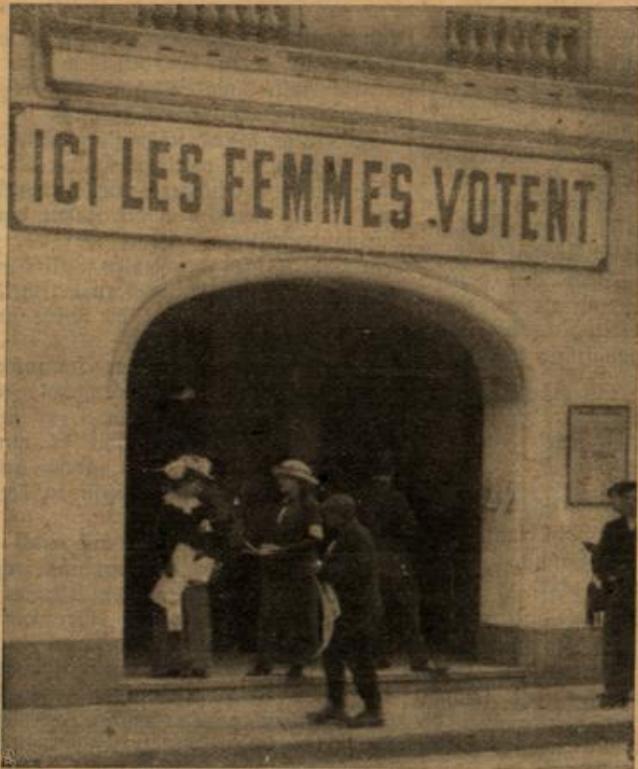
Militaria. Das „Durchsagen“ von Befehlen ist eine der schwierigsten Übungen in der Armee, weil der Geist der Mannschaft den Sinn der Sache angeblich nicht versteht. Marchiert da neulich ein Bataillon von A. nach B. Der Bataillons-Kommandeur ließ durch die Marschkolonne den Befehl durchsagen: „Der Herr Major wünscht einen frischen Marsch und eine gute Haltung.“ Der Bataillons-Adjutant, der nach einiger Zeit vorgeritten kam, fiel beinahe vom Pferd, als ihm das Resultat übermittelt wurde: „Der Herr Major wünscht eine frische Maß und eine gute Unterhaltung.“

H andel. Ein reichgewordener Fleischermeister kommt zu einem berühmten Maler. „Was rechnen Sie mir, wenn Sie mich in Del malen?“ — „Beinhundert Mark!“

„Und wenn ich Ihnen das Del dazu



Wo ist die Mama?



Veranstaltung einer Probewahl durch Frauen. Von den französischen Kammerwahlen. Bettelverteiler vor dem Wahllokal.



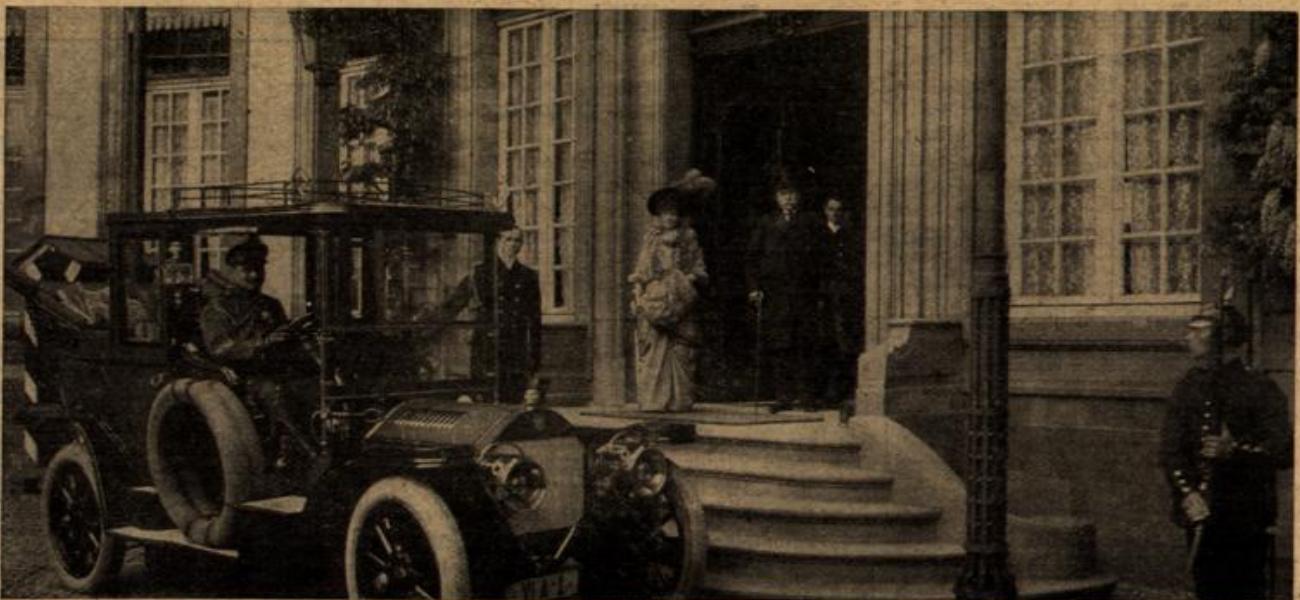
† Professor Richard Knötel,
Berlin,
bekannter Historienmaler.



Konteradmiral von Hinze,
deutscher Gesandter in Mexiko.



† Freiherr v. Fejervary
früherer ungarischer Landes-Ver-
teidigungsminister.



Zum Statthalterwechsel in den Reichslanden: Fürst von Wedel und Gemahlin verlassen das Statthalterpalais in Straßburg.

Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 21

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Furchtbare Erdbebenkatastrophe in Japan: Das Elend der obdachlosen Bewohner.

Die Witwe von Pipers Point.

frei nach dem Englischen von J. S.

Nachdr. verb

An der grünen Küste von Sydneys Hafenbucht, in einem vom Strand begrenzten Garten, saßen vor vielen Jahren ein verwitweter, älterer Herr, und eine Dame von mittlerem Alter, lieb von Angesicht und im Trauerkleide der Witwe. Es war ein heißer Sommernachmittag; doch ein Laubdach beschützte das Paar gegen die Sonne, das blaue Wasser von Port Jackson plätscherte frisch über den goldenen Sandstreifen zu ihren Füßen. Der Herr trug einen leichten Sommeranzug. Ein sehr hoher Hut mit schmalem Rand stand auf dem Boden zwischen seinem Stuhle und demjenigen der Dame; und seine Karte, die noch auf ihrem Knie lag, machte ihn bei diesem seinem ersten Besuch der Dame bekannt als „Major Thomas Blanck, von der königlichen Artillerie, jetzt pensioniert“.

Frau Astley war in der Tat eine neue und interessante Erscheinung in der Kolonie. Innerhalb einer Woche nach ihrer Ankunft hatte sie ein leerstehendes Haus an der Südseite von Pipers Point bezogen, und hier wohnte sie nun, ganz abgelegen. Ihr nächster Nachbar war der Major, der an der anderen Seite der Rose-Bai wohnte, zwanzig Minuten weit über Land und die Hälfte dieser Entfernung über Wasser. Er hatte noch keine fünf Minuten in dem Garten der Witwe gesessen, als er mit seinem Stocke nach der anderen Seite der Bai zeigte und ihre Aufmerksamkeit auf ein im Sonnenschein zwischen den Bäumen glänzendes Fenster lenkte.

„Das ist mein Haus, gnädige Frau,“ sagte er mit wohlklangender Stimme. „Sie können es durch die Bäume nicht gut sehen; aber dort werden Sie mich finden, wenn Sie meine Dienste nötig haben sollten. Ich fürchte, daß Sie Unannehmlichkeiten mit Ihren deportierten dienenden Geistern haben werden. Sollte das der Fall sein — und nichts ist wahrscheinlicher — erweisen Sie mir dann die Ehre, sich an mich zu wenden.“

Die Witwe verbeugte sich und lächelte, und fragte ihren Besucher, ob er schon lange England verlassen hätte. Es war sieben Jahre her — und seitdem hatten die Zustände sich nicht gebessert, am allerwenigsten was das Theater betraf. Edmund Kean war tot! Wer konnte in seinen Schuhen stehen? Und, vom Theater gesprochen, Frau Astley wollte wissen, ob hier zu Sydneys schönen Stücke gegeben würden. Ach Gott, nein. Es war eine jämmerliche Gesellschaft; und Frau Astley sollte nicht daran denken, dahin zu gehen, wenigstens nicht unter des Majors Schutz.

Nun, Frau Astley hatte denn auch nicht die Absicht. Sie plauderte nur eben einmal darüber. Ein Buch in grünem Umschlag lag neben der Karte des Majors auf ihrem Schoße. Sie ließ es ihm sehn und fragte, ob er es kenne. Nein, er kannte es nicht, und ebensowenig den Verfasser.

„Hinterlassene Papiere. Was Klingt das melancholisch, nicht wahr? Ist es lesewert?“ fragte er.

„Lesewert?“ sagte Frau Astley mit

einem gnädigen Lächeln. „Ich weiß nicht, wie andere darüber denken, aber was mich betrifft, so habe ich noch selten ein Buch so lesewert gefunden, wie dieses. Es hat mich, wenigstens für einige Stunden, einen großen Kummer vergessen machen. Es erscheinen noch Fortsetzungen dazu. Ich werde diese kommen lassen, und dann können Sie die ersten Lieferungen von mir geliehen bekommen.“

„O, sehr freundlich von Ihnen,“ antwortete der Major. Aber er dachte an etwas ganz anderes. „Ich begreife nicht, wie Sie dazu gekommen sind, gnädige Frau, eine so einsame und abgelegene Wohnung zu mieten!“ rief er aus.

„Nun, gerade weil sie so einsam und abgelegen ist,“ antwortete die Witwe.

„Aber ... so ganz allein!“

„Ich wünsche allein zu sein.“

Der Major ergriff seinen Hut.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich möchte um keinen Preis einen unerwünschten Besuch länger ausdehnen. Aber wenn Sie diese Kolonie könnten wie ich sie kenne, dann würden Sie begreifen, wie sehr ein alter Knabe an meiner Stelle danach verlangt, Ihnen alle mögliche Hilfe, ja ich darf wohl sagen, Schutz anzubieten. Dies mag Ihnen zwinglich erscheinen, aber, beste Frau Astley, Sie werden es besser begreifen, wenn Sie hier eine Weile gewesen sind.“

Mit diesen Worten wollte er ihr die Hand reichen, doch Frau Astley legte die ihrige auf seinen Arm.

„Ich begreife es jetzt schon,“ sagte sie freundlich. Verstehen Sie nun auch mich nicht verkehrt. Ich schaue in jeder Hinsicht die Freundlichkeit Ihres Anerbietens, und ich werde auch sicher gerne, sobald sich die Gelegenheit bieten sollte, Gebrauch davon machen. Ihr Besuch wird mir immer angenehm sein. Aber ich habe schwer gesitten. Ich bin hier, um Gesellschaften zu vermeiden, nicht um sie zu suchen, und ich hoffe, Herr Major, daß Sie darin mit mir sympathisieren.“

„Gewiß, Frau Astley, gewiß kann ich das!“ rief er. „Es war der Tod meiner geliebten Frau, der mich nach diesem fernen Lande getrieben hat.“

Diese Mitteilung, die übrigens auf Wahrheit beruhte, war jedoch nicht begleitet von der dazu passenden Gefühlsstufe, weil der Sprecher zu sehr in bewundernde Betrachtung des lieben Gesichtes versunken war, das mitleidig zu ihm aufblätterte.

„Dann befinden wir uns in demselben Falle, und wir müssen daher Fremde sein,“ sprach die Witwe, sich erhebend. Sie geleitete ihren Besucher bis an die Türe, doch ließ sie ihn unterwegs noch eben warten, um ihm die ersten Lieferungen des bewußten Buches zu holen.

„Lesen Sie das einmal!“ sagte sie. Sie verlangten ganz bestimmt nach der Fortsetzung. O, wie beneide ich Sie, daß Sie noch von vorne an beginnen können! Ich werde Sie in Ihrem Hause lachen hören!“

„Einen Augenblick, gnädige Frau,“ sagt der Major, nach einem Manne sehend, der

im Garten arbeitete. Ist das ein Deportierter?“

„Ja.“

„Ein Stück von einem Herrn, wie es scheint,“ brummte der Major. „Aber das sind gerade die Schlimmsten ... Ich bitte Sie, Frau Astley, wenn der Kerl Ihnen die geringste Last macht, lassen Sie es mich dann wissen.“

„Was könnten Sie denn wohl tun?“

„Ihm fünfzig Geißelhiebe geben lassen,“ antwortete der Major grimmig. „Ich kann Ihnen mitteilen, daß ich zu der Magistratur dieser Kolonie gehöre. Sie können Ihren Diener vor mich bringen in mein eigenes Haus, und für die erste Unverschämtheit soll er fünfzig Hiebe bekommen. Ich besitze auch einen persönlichen Einfluß beim Gouverneur, und ich brauche Ihnen nicht zu versichern, gnädige Frau, daß ich denselben gerne im Notfalle zu Ihren Gunsten anwenden werde.“

„Haben Sie Einfluß beim Gouverneur?“ rief nun die Witwe mit einer Lebhaftigkeit, die sie bis jetzt noch nicht an den Tag gelegt hatte und die ihre Anmut erhöhte. Wirklich? O, verschaffen Sie dann meinem armen Gärtner nicht fünfzig Peitschenhiebe, sondern seine Freilassung!“

Der Major sah sie mit einem halb bewundernden, halb mitleidigen Lächeln ruhig an. „Humanität, gnädige Frau?“ sagte er. „Sie beschäftigen sich mit Humanität? O, o, das ist hier eine gefährliche Liebhaberei! Aber warten Sie nur einmal! Wir sprechen einander noch einmal näher!“ Es dauert keine acht Tage, wette ich, und Sie bitten mich gegen diesen Kerl um Schutz!“

Und mit einer galanten Verbeugung nahm der Major Abschied und entfernte sich in der Richtung seines Hauses. Doch je mehr er seiner Wohnung nahte, desto nachdenklicher und ernster wurde sein gelächter Gesicht.

Major Blanck war ein Sechziger; aber er betrachtete sich selbst noch nicht als einen alten Mann, und nun auf einmal fühlte er sich wohl zwanzig Jahre jünger. Bei seiner Heimkehr ging er bei seinem Spiegel zu Rate. Das Klima und die Dienstjahre hatten ihn ziemlich ausgetrocknet; aber es waren noch schwarze Haare in seinem Badenbart, und in seinen Augen glänzte noch ein jugendliches Feuer. Major Blanck war immer ein lebenslustiger Mann gewesen, und nun hegte er den Wunsch, noch lange Jahre ein schönes Leben zu führen.

Vom Spiegel sich nach dem Fenster seines Schlafzimmers wwendend, sah der Major den Rauch aus dem Kamin der Witwe gegen das Abendrot in die Höhe steigen. Das Wasser der Bai war rosenfarbig von Ulster zu Ulster; und über demselben verwandelte sich das tiefe Blau des Firmaments in glühenden Purpur. Unter dem Einfluß dieses anregenden Naturchauspiels fand der Major das plötzlich in ihm gestörte Gleichgewicht wieder und wurde sein Entschluß gefaßt.

Zwei Tage nachher — in einer Kolonie, die drei Männer zählte auf eine Frau, war keine Zeit zu verlieren — schon zwei

Tage nachher also kloppte Major Blanck von neuem an der Tür der hübschen Witwe. Er hatte das Werk bis zur letzten Zeile der dritten Lieferung gelesen, und dieses Buch berechtigte ihn sowohl zu einem Gespräch, wie es auch die schnelle Wiederholung seines Besuches entschuldigte. Er wollte ja nur die vierte und fünfte Lieferung holen. Nichts natürlicher!

Doch siehe, die Witwe war nicht zu Hause. Sie hatte mit dem ihr zugewiesenen Hausknecht eine Kahnpartie auf der Bucht gemacht.

Mit dem Hausknecht — dem Gärtner! In diesem Wasser, das von Haifischen wimmelte! . . . Welch ein Wagnis! . . .

Der Major verließ wieder das Haus, und sah den Nachen gerade hinter Skarfs Island zum Vorschein kommen, und deshalb beschloß er, die Dame in ihrem eigenen Hause zu erwarten. Er mußte einmal ernstlich mit Frau Astley sprechen. Es war schon schlimm genug, daß eine wehrlose Frau allein an diesem einsamen Platz wohnte, mit einem Deportierten als Hausknecht und einer Dienstmagd, die vermutlich ebenfalls deportiert war. Aber sich mit diesem Spitzbuben auf das Wasser zu wagen, ohne daß ein anderer Mensch dabei war, das war doch noch ärger als Wahnsinn. Die arme Dame hatte dringend einen Freund nötig, um sie zu warnen — und diesen Freund sollte sie in Thomas Blanck finden.

Der Major stand an der Wasserveite und zupfte in einem fort an seinem Badenbart, bis der Kiel des Nachens auf den Sand stieß. Seine Augen waren auf den Deportierten gerichtet, einen großen, starken Kerl, der seinen Kopf hängen ließ, wozu er wahrlich auch wohl Grund hatte, meinte der Major. Raum war die Witwe mit Hilfe des galanten Majors ausgestiegen, als letzterer ohne lange Komplimente seine Mahnungen begann.

Wie unvorsichtig, wie tollföhlig von ihr, sich in einer solchen Rutschahle auf das Wasser zu wagen mit einem deportierten Spitzbuben, einem Galgenvogel, der keinen Augenblick zögern würde, sie zu ermorden, wenn er Vorteil darin sah! Hatte niemand ihr gesagt, daß die Bucht voll von Haifischen war? . . . Aber die Landhaie von Sydney selbst, die Schurken und Verbrecher, die sich Tag und Nacht herumtreiben, wären noch viel gefährlicher! Und einem solchen vertraute sie ihr Leben an? . . . Wie unvorsichtig!

Frau Astley war bleich geworden.

„Sist . . .“ flüsterte sie. „Er wird Sie hören.“

„Er!“ rief der Major. „Was liegt mir daran, ob er es hört! Lassen Sie ihn nur lauschen und aufpassen.“

„Aber mir liegt etwas daran,“ entgegnete die Dame in flehendem Tone. „Ich interessiere mich für den armen Mann. Ich habe Mitleid mit ihm. Er hat mir alle seine Widerwärtigkeiten erzählt.“

„Widerwärtigkeiten!“ schwippte der Major. „So nennen Sie es alle, die Halunken! . . . Wie heißt der Kerl?“

„Whibrow.“

„Doch nicht Whibrow, der Fälscher?“

„Derselbe.“

„Dann, werte Frau Astley,“ rief der Major in gewichtigem Tone, „dann hoffe ich, daß Sie weder Silber noch kostbare Leinen in Ihrem Hause haben. Wenn aber doch, dann ersuche ich Sie freundlich, sie vor-

gen durch mich auf die Bank bringen zu lassen, wenn Sie wenigstens nicht wollen, daß Whibrow damit durchbrennt. Ich erinnere mich seines Falles noch gut. Ein raffinierterer Kerl wurde niemals deportiert. Er würde die Kirche bestehlen . . . also sicher auch Sie! Es ist allein eine Frage der Zeit und Gelegenheit.“

Frau Astley wandte sich um, tat ein paar Schritte nach dem Hause und kehrte zu dem Major zurück.

„Sie sprechen so hart über diesen armen Mann,“ sagte sie. „Aber hat er sich hier je etwas auszuhüllen kommen lassen? Ist ihm je etwas zur Last gelegt worden, als gerade das Vergehen, dessentwegen er deportiert wurde?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete der Major achselzuckend. „Aber er ist durchtrieben. Er weiß wohl, daß es zu seinem Vorteil ist, sich gut zu führen.“

„Und doch wollen Sie wegen dieses einen Vergehens in früherer Zeit ihn für fähig halten, in Zukunft alle möglichen Schurkenstreiche zu begehen? O, wie ist es anders möglich, diese Leute müssen ja hier immer schlechter werden, wenn nichts als Schlechtes von ihnen erwartet wird? Aber wo sind sie denn hier, wenn nicht, um ihnen die Gelegenheit zu geben, ein neues und besseres Leben anzusangen? . . . Nein, ich ärgere mich über Ihren Grundsatz, Herr Major, „einmal ein Schurke, immer ein Schurke.“ Ich habe diesen Grundsatz hier von allen Seiten verkündigen hören, und ich finde ihn abscheulich, ungeheuerlich, unmenschlich, unsittlich!“

Major Blanck teilte ihre Auffassung nicht; aber er beugte sein Haupt voll Bewunderung vor dem Feuer einer edlen Entzückung in ihren Augen.

„Gnädige Frau,“ sagte er, mit seinem Spazierstock nach dem soeben besprochenen Gärtner zeigend, der gerade den Kahn aufs Land gezogen hatte und nun die Ruder wegtrug. „Gnädige Frau, ich wollte, ich wäre dieser Gärtner und hätte Sie als Verteidigerin. Ich nehme jedes Wort, das ich gesprochen habe, zurück. Unter Ihrem Schutze müßte der größte Schurke in der Kolonie wohl ein ehrlicher Mensch werden — das glaube ich gerne!“

„Es liegt wahrlich viel an uns selbst, wie wir diese Leute behandeln,“ antwortete die Witwe noch immer voll Begeisterung. „O, ich glaube, daß wir eine schwere Verantwortung tragen. In seinem vorigen Dienste hat er eine abscheuliche Behandlung erlitten. Es war irgendwo im Binnenlande. Nein, ich will keine Namen nennen, aber Whibrow versicherte mir, daß Sklaverei Ruhe und Friede wäre im Vergleich mit dem, was er dort erduldet hat. Er wurde für sieben Jahre deportiert. Davon sind nun drei verstrichen. O, glauben Sie, es wäre möglich, ihm in diesem Sommer noch seine Freilassung zu verschaffen?“

Der Major fühlte eine warme Hand auf seinem Arme; er sah nasse, vor Begeisterung glänzende Augen flehend in die seinigen schauen. Der Major fühlte sich jünger als je.

„Ich kann es versuchen,“ sagte er, „aber ich fürchte, daß es nicht gelingen wird. Vier Jahre ist das Minimum von Strafzeit.“

„Tun Sie, was Sie können!“ rief die Witwe. „Es wäre eine Tat der Menschlichkeit, wofür ich Ihnen mein ganzes Leben dankbar bleiben möchte.“

Der Major tat, was er konnte, doch ohne den erwünschten Erfolg. Vielleicht tat er nicht so sehr sein Bestes, wie er behauptete; und vielleicht auch entdeckte die Witwe allmählich eine gewisse Laiigkeit für die Sache, die ihr so innig am Herzen lag. Wie dies auch sein möge, der Major machte in Frau Astleys Gunst nicht die geringsten Fortschritte, auf die er gerechnet hatte. Gegen Ende des Sommers war ihre Freundschaft noch stets eine lautere Freundschaft geblieben, und der deportierte Gärtner war noch immer ein deportierter Gärtner. Als Nachbarn lasen sie zusammen die neu erschienenen Lieferungen des berühmten Werkes, und spielten mitunter in des Majors Veranda eine Partie Whist; aber sobald der Veteran sich ein zartes Wort über ihre und seine einsame Lebensweise entfahren ließ, stand die Witwe auf und ersuchte ihn, sie nach Hause zu begleiten.

Endlich aber, auf einem dieser Spaziergänge — eines Abends bei prächtigem Mondenschein fand der tapfere alte Herr, nachdem er sich bei Tisch mit einer Extraschale Porto gestärkt hatte, den Mut, mit dem großen Worte hervorzutreten.

Frau Astley hörte ihn still an, mit großen, erschrockenen Augen über die im Mondlichte glänzende Bucht starrend.

„Ich kann nicht,“ stammelte sie. „Ich habe meinen Mann geliebt, ich liebe ihn noch, ich werde nie mehr heiraten.“

„Aber,“ protestierte der Major, „auch ich habe meine selige Frau geliebt, und doch möchte ich morgen schon wieder heiraten. Ich halte dies nicht für Unrecht gegen die Tote. Im Gegenteil: wir können nicht besser beweisen, wie glücklich wir uns in einer ersten Ehe gefühlt haben, als indem wir einen zweiten Ehebund schließen. Ist das nicht wahr?“

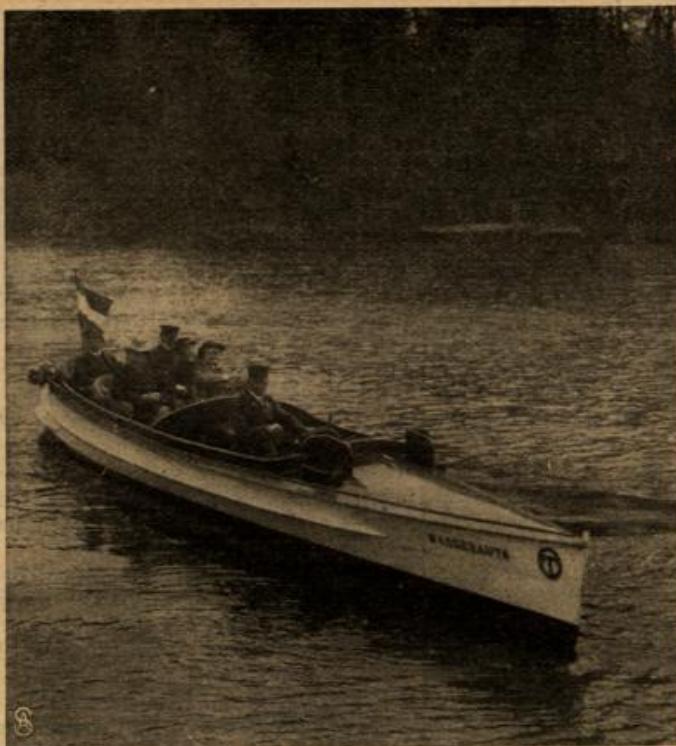
„Nein,“ antwortete die Witwe, „das kann Ihr Ernst nicht sein. O, nein! Ich bin davon überzeugt, daß Sie nicht so leichtfertig fühlen können. Denken Sie noch einmal ernstlich darüber nach, stellen Sie sich in meine Lage und lassen Sie uns nie mehr davon sprechen. Es ist mir so peinlich, Sie abweisen zu müssen, und ich habe Sie so gerne zum Freunde.“

Nun hatte der Major wohl Neu über die Extraschale, die ihn zu solch einem überreichten Auftreten getrieben hatte. Doch, obwohl zu einem vorläufigen Rückzuge genötigt, betrachtete er seine Niederlage noch durchaus nicht als eine vollständige. Er gab den Mut noch nicht auf. Mit ritterlicher Hingabe, Geduld und Ausdauer hoffte er seine Sache noch zu gewinnen.

„Ich füge mich Ihrer Antwort,“ sprach er mit Würde, „aber nicht erkenne ich Ihre falsche Beurteilung meines Gefühls an. Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, meinen wahren Charakter besser kennen zu lernen, dann werden Sie mich sicher nicht des Leichtsinns beschuldigen. Ich hoffe Ihnen wenigstens deutlich gemacht zu haben, daß ich Ihnen mein Leben widmen möchte, ja, daß ich es gerne, wenn nötig, für Sie zum Opfer bringen könnte. Es ist nichts, das ich nicht für Sie tun würde! Der geringste Dienst, den ich Ihnen erweisen könnte, würde mich glücklich machen!“

Die Witwe lächelte, aber nicht unfreudlich, und zugleich glitt ihre Hand ganz vertraulich unter den Arm des Majors.

„Es war ein Ding,“ sagte sie, „das



Ein neues Wasserauto auf dem Wannsee.

Der Wasserautobetrieb wird von der Teltower Kreisschiffahrt mit Beginn der diesjährigen Saison erweitert, da sich die flinken Wasserautos im großen Publikum viele Freunde erworben haben. Die für diese Zwecke beschafften Motorboote fassen acht bis vierzehn Personen, können je nach Wunsch mit Sitzbänken oder Korbstühlen ausgestattet und für beliebige Fahrten gemietet werden.



Ein Motorrettungsboot mit drahtloser Telegraphie.

Zwei Motorrettungsboote, die mit Funkentelegraphenapparat ausgestattet sind, erhält jetzt der Cunarddampfer "Aquitania" mit auf die Ozeanreise. Die Fahrzeuge, die eine ganz besondere Konstruktion aufweisen, sollen vorzugsweise dazu dienen, im Falle einer größeren Gefahr die gewöhnlichen Handruderboote ins Schlepptau zu nehmen.



Die Abfahrt der Besucher von dem Riesen-dampfer.

Vom Besuch der Bundesrats- und der Reichstagsmitglieder auf dem Dampfer "Vaterland" in Cuxhaven.



Ländliche Schönheit aus Schwaben.
Der alles nivellierende Zug unserer rasch dahin-eilenden, alles erneuernden Zeit hat doch nicht vermocht, all das schöne Alte zu zerstören. In manchem stillen Bauernhause wird die gute Sitte der alten Zeit hochgehalten und Großmutterchens Brautstraat schmückt wohl an hohen Festtagen die heranblühende Entelin.



1. Hofspediteur Nicolai. 2. Baumeister Haase. 3. Ingenieur Berliner.

Zur Verurteilung deutscher Luftschiffer in Russland.

Die deutschen Luftschiffer sind von dem russischen Appellhof in Perm zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden, nachdem gegen Berliner die Anklage wegen Spionageversuchs verworfen worden war.



Fr. Roehler-Brugmann. Fr. Stutsch, 2. Vorl. Fr. Wendland-Müllerhartung, 1. Vorl. Fr. Arndt Meyer. Fr. Kroebel.
Dorstand der Frauensondergruppe auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914.

Sie für mich zu tun versprachen, und das ist noch immer nicht geschehen."

"Ich weiß, was Sie meinen," brummte er, mit einer innerlichen Verwirrung. "Ihren Gärtner!"

"Ja."

"Ich habe getan, was ich konnte."

"Könnten Sie es nicht noch einmal versuchen?"

"Und wenn ich das täte," sprach der Major, "hätte ich dann Aussicht auf eine andere Antwort, als ich soeben auf meinen Antrag von Ihnen erhielt? Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß ich auf diesen Kerl eifersüchtig zu werden beginne. Ich wollte, er säße auf dem Monde."

"Auf diesen Handel gehe ich nicht ein," sagte die Witwe, sich abwendend.

"Nein, nein! So ist es auch nicht gemeint!" rief der Major mit Wärme. "Das war nicht ritterlich von mir! Ich werde Ihnen diese Freilassung verschaffen, oder Ihnen nie mehr unter die Augen treten."

Und nun tat der Major in vollem Ernst sein Bestes. Er stand in der Tat mit dem Gouverneur der Kolonie auf sehr gutem Fuße, und was er vor einem halben Jahre nur nebenbei erwähnt hatte, vertrat er jetzt als einen wirklich beherzigenswerten Fall. In wenigen Tagen hatte er denn auch die Freude, sich nach dem Hause der Witwe begeben zu können mit einem Papier in der Tasche, das Frau Astley unterzeichneten mußte. Am Gartentor begegnete er dem Gärtner.

"Ich denke, Sie können wohl erraten, was ich bei mir habe, Mann?" sagte er sich mit selbstbewußtem Wohlwollen auf die Brust klopfend.

"Frau Astley hat mir etwas davon gesagt," antwortete Whybrow. "Ich bin Ihnen innig dankbar, Herr Major. Ich hatte nicht erwartet, es schon zu erhalten."

"Ach was! Sie haben es noch nicht, Sie haben es noch nicht!" volkerte der Major. Der Gouverneur hat es noch nicht unterzeichnet. Aber ich habe Ihrer Herrin versprochen, meinen Einfluß für Sie zu gebrauchen und gegen Ende der Woche werden Sie wahrscheinlich Näheres von mir hören."

Er war in der Tat so gut wie sein Wort. Zwei Tage nachher dinierte er zu Sydney bei dem Gouverneur und kehrte schon des Abends nach Pipers Point zurück mit Whybrows Freilassung gesiegelt und unterzeichnet, in der Tasche. Auch diesmal hatte der Major wieder ein tüchtiges Glas Wein getrunken, und auch diesmal wieder befand er sich in großer Erregung. Die Post hatte ihm soeben die Nachricht gebracht, daß sein Bruder gestorben und dessen ganzer Nachlaß ihm zuteil geworden wäre. Er war nun ein reicher Mann. Was sollte er tun?

Nach England zurückkehren und gut leben, mit seinen alten Freunden und Kameraden, oder lieber hier bleiben und seine Tage ruhig schlafen? Aber seine alten Freunde waren meist kalt. Hier dagegen, in diesem milden Klima, unter diesem klaren Himmel, hier war das Leben gut. Ja, er wollte hier bleiben, und dankbar sein, und die liebe Witwe heiraten, wenn die Witwe ihn haben wollte! Er hoffte! Sie hatte ihm zwar noch nichts versprochen, aber doch, nach dem, was er nun für sie getan hatte . . .

Der Major hatte die Tür des Borgartens erreicht. Er stieg ab und band sein Pferd an den Pfosten. Drinnen hörte er gedämpfte Stimmen, und die Fenster waren weit geöffnet. Und siehe, ein unedler Instinkt, der aus einem plötzlichen Argwohn hervorging, der so gut war wie eine Eingebung, trieb den Major langsam und leise über das Gras. Er schlich näher und näher, bis er hören konnte. Und die ersten Worte, die er vernahm, bestärkten ihn in seiner Ahnung. Beim Himmel, er war noch gerade früh genug gekommen, um nicht in frechster Weise betrogen zu werden!

"Mein Liebster," sagte die Witwe, mit jener Stimme, die ihn so oft bezaubert hatte, "mein Lieber, noch einen Tag Geduld! Dann können wir frei auftreten. Läßt uns der Welt trotzen! Ich bin auf alles vorbereitet. Und du kannst mit mir gehen, wohin du willst, als freier Mann!"

"Nie!" knirschte der Major grimmig, und er zerknitterte in seiner Hand das Stück

Papier. Noch näher schlich er. Und da sahen seine Augen . . . was?

Dasselbe, worauf seine Ohren ihn schon vorbereitet hatten. Er sah den deportierten Gärtner neben der Witwe auf dem Sofa sitzen, ihre Hand in der feintigen haltend.

"Es ist ein Ding, das mir Kummer macht," sagte der Mann, dessen Gesicht einen unverkennbaren Ausdruck von Leid und Reue trug, "und das ist dieser arme Major. Er ist ganz sicher in dich verliebt und ich habe wirklich Mitleid mit ihm. Ich glaube wirklich, daß du ihm das vorigemal doch zu viel Hoffnung gemacht hast."

"Das habe ich auch," antwortete die Frau. "Wie konnte ich anders? Ich mußte ja wohl, wenn ich mich auch meiner Handlungsweise schämte. Wirklich, es hat mir immer weh getan, den guten Mann so zu täuschen. Aber, Geliebter, es geschah deinetwegen!"

"So, so!" donnerte der Major; in das Zimmer springend, mit drohenden Schritten und flirrenden Sporen. Und er stand da wie ein Bild der strafenden Gerechtigkeit.

Die Frau sprang auf. Der Mann bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

"Ja!" rief die Frau unerschrocken. "Und selbst Sie, Herr Major, werden es mir verzeihen, wenn ich Ihnen alles sage."

"Leicht möglich," schrie der Major, "wenn ich dummi genug wäre, nun auf Sie zu hören. Über Erklärungen werden hier wohl überflüssig sein . . . hier, ich gönne es Ihnen," fuhr er fort, während er das zerknitterte Papier mit grenzenloser Verachtung auf den Boden warf. "Ich werde mich nicht herablassen, es wieder in meine Tasche zu stecken, wie Sie verdient hätten. Nehmen Sie es, und heiraten Sie den Mann in Gottes Namen in der ersten besten Kirche!"

Die Frau legte nun zärtlich ihre Hand auf das niedergebeugte Haupt, auf das Major Thomas Blanke mit gerechter Entzürfung herabblückte.

"Ihn heiraten kann ich nicht mehr," sagte sie. "Wir sind schon fünfzehn Jahre Mann und Frau."

Moderne Derbrecher. Plauderei von Kurt Wildenstein.

Nachdr. verbot.

Die Verhältnisse haben sich auch auf dem Gebiete der Kriminalistik in den letzten Jahren des allgemeinen Aufschwungs und der verbesserten Lebensführung gewaltig verschoben. Selbst die Kriminalpolizei hat vollständig neu lernen müssen und war gezwungen, mit allen ihren Traditionen, ebenso wie mit ihren Kenntnissen zu brechen. Früher gab es Spezialisten unter den Verbrechern; man kannte sie scharf als Einbrecher, Hotelräuber, Hochstapler, Taschendiebe, Eisenbahndiebe untercheiden. Der moderne Matador des Verbrechertums vereinigt alle diese Spezialitäten in sich. Er verfügt über große Geldsummen und gibt sie mit voller Hand aus. Er verdient ja auch Millionen, und unzweifelhaft hat sich bereits ein Teil dieser Matadore als Rentiers im Auslande zur Ruhe gesetzt. Diese Matadore gehen ununterbrochen auf Raub aus. Man hat einzelnen von ihnen nachweisen können, daß sie in wenigen Monaten sämtliche Hauptstädte Europas bereist und sich ohne eigentlichen Geschäftszweck in Hotels und Luxuszügen aufzuhalten, hier nach guter Gelegenheit ausspähend. Wer traut diesen vornehmen Leuten, die in der ersten

Etagen des Hotels wohnen, große Zechen machen und die erste Klasse der Luxuszüge benutzen, zu, daß es Diebe und Einbrecher sind? Wer kann annehmen, daß der Graf, der in der ersten Etage des Hotels wohnt, zu gewissen günstigen Stunden bei Tage und bei Nacht sämtliche Zimmer des Hotels, die irgendwie zugänglich sind, revisiert, um hier mit außerordentlichem Scharfsinn aus Kommoden, Schreibtischen, Nachttischen, Schmuckschränken und Geld zu entwenden? Wer ahnt, daß dieser vornehme Graf bei Benützung des Hoteltresors sich Schloßabdrücke nimmt, Nachbildungen des Tresorschlüssels besitzt, der ihm vom Hotelier gegeben worden ist, um bei der Wiederkehr und bei günstiger Gelegenheit einen großen Coup auszuführen? Wer ahnt es, daß dieser vornehme Graf dem Wiener Juwelier, der mit Schätzen im Betrage von einer Million auf Reisen geht, tagelang verfolgt, in unauffälliger Weise begleitet, um einen einzigen günstigen Augenblick während der Eisenbahnfahrt, am Billetschalter, beim Verlassen oder Betreten des Bahnhofs oder Bahnsteigs, endlich im Hotel wahrzunehmen und mit einem Schlag sich

in den Besitz von kostbaren Gegenständen zu setzen, die er in Amsterdam oder London bei Geschäftsfreunden los wird, die ihm sehr teile Preise zahlen, so daß ein einziger solcher Coup zwei- bis dreihunderttausend Mark in die Kasse des Gauners bringt?

Einbrüche in Juweliergeschäfte unternimmt dieser Matador, der gleichzeitig Hotel-, Juwelen-, Eisenbahndieb und Hochstapler ist, nicht; das überläßt er den "kleinen Kläffern". In den großen Juweliergeschäften, deren Warenlager einen Wert von mehreren Millionen Mark hat, ist ein Einbruch direkt unmöglich. Diese Lager sind bei Tag und Nacht so scharf bewacht, daß ein Einbruch nicht ausgeführt werden kann. Die Versicherungsgesellschaften haben schon dafür gesorgt, daß die Vorsichtsmahrgeln ungewöhnlich groß sind; denn sie weigern sich sonst, die Versicherung gegen Einbruch zu unternehmen. Die kleinen Juweliere, welche für 50 000 bis 100 000 Mark Waren haben und sie nachts in einem harmlosen eisernen Schrank verwahren, werden die Opfer der kleineren Kläffer, der gewöhnlichen Einbrecher, die allerdings auch Spezialisten und sehr gute Juwelenkenner sind. Die Versiche-

tungsgesellschaften wollen jetzt auch mit den kleinen Juwelieren nichts mehr zu tun haben, wenn die Räume über und unter den Juwelierläden nicht dadurch gesichert sind, daß dort Leute wohnen, oder wenn nicht eine permanente Aufsicht vorhanden ist. Trotzdem dringen die Einbrecher, zu denen allerdings niemals Matadore gehören, auch in Juwelierläden ein, und daß „Fachleute“ gearbeitet haben, ersieht man dann daraus, daß sie sorgfältig jedes einzelne Etui öffneten und den Inhalt prüften. Nur die besten Juwelen, nur echte Goldsachen, nur echte Brillanten nahmen sie mit sich; alles andere ließen sie liegen, und Silber verachten sie derartig, daß sie es nicht anrührten.

Die Matadore schrecken aber auch nicht davor zurück, Gewalttätigkeiten zu begehen, während der Fahrt im Luxuszug den Abteilgenossen, an den sie sich herangemacht haben, weil er vielleicht ein Vermögen in Banknoten in seiner Brusttasche hat, durch präparierte Zigarren, durch das Rauchen von Opiumtabak, durch Chloroform zu betäuben und dann zu berauben. Diese Matadore des Verbrechertums wissen selbst im Gedränge die Coups der Taschendiebe (Ausschneiden der Taschen mit seinen Instrumenten) mit wunderbarer Abypassung eines günstigen Momentes auszuführen.

Diese Verbrecher großen Stils rekrutieren sich leider aus Entgleisten aller Stände: Offiziere, höhere Beamte findet man unter ihnen. Die meisten stammen aus guten Familien und haben eine gute Erziehung

genommen, so daß sie mit Sicherheit sich in der besten Gesellschaft bewegen können. Andere haben als Kellner, Kammerdiener, kaufmännische Angestellte in Geschäften, wo vornehme Leute verkehren, der sogenannten guten Gesellschaft alle Neuerlichkeiten abgelaufen und wissen mit größter Sicherheit sich als vornehme Leute zu gerieren. Die gefährlichsten sind die allein arbeitenden; natürlich richten aber auch diejenigen umgeheuren Schaden an, welche zu zweien oder mit weiblicher Hilfe arbeiten. Die geistvolle, vornehme Dame, die an der Table d'hôte bald der Mittelpunkt der Herrengesellschaft wird, welche noch mit ihr nach Tisch stundenlang plaudert, ist zwar nicht die Gattin des angeblichen Grafen oder Barons, aber die Gehilfin des Diebes, der während dieser Plauderstunde die Zimmer der Opfer, die bei der geistvollen Dame sitzen, revidiert. Diese angebliche Gemahlin hat das imitierte Perlen- oder Brillantenkollier in ihrem Muff oder in ihrer Handtasche, um beim Juwelier eine Vertauschung vorzunehmen, wenn sie sich dort mitsamt ihrem angeblichen Gatten die größten Kostbarkeiten vorlegen läßt.

Immer neue Schutzmaßregeln müssen die Juweliere ersinnen, und doch werden sie in diesem Kampfe der List gegen List häufig genug von den hochintelligenten Gaunern und deren Gehilfinnen geschlagen. Der Aufschwung von Handel und Industrie, das Steigen der Vermögen auch in Deutschland, die ständige Anwesenheit reicher Amerikaner,

welche die besten Kunden für den Ankauf von Brillanten sind, der internationale Verkehr, der die Juweliere veranlaßt, häufig auf Reisen zu gehen, hat dieses moderne Gentleman-Verbrechertum gezeitigt, dessen Vertreter wir als Matadore des modernen Diebstahls bezeichnet haben. Nur durch den Zusammenschluß sämtlicher europäischer Polizeibehörden, durch die beständige enge Führung, die speziell in Deutschland wiederum die Kriminalbehörden in größeren Städten untereinander halten, ist es in letzter Zeit gelungen, eine größere Anzahl von solchen Gentleman-Verbrechern zur Strecke zu bringen. Einzelne Hauptmatadore aber sind vollständig verschwunden. Sie haben sich wahrscheinlich mit großen Vermögen zur Ruhe gesetzt. Aber an die Stelle der kaltgestellten und in den Buchthäusern verwahrten treten immer wieder neue Spezialisten, die wenigstens eine Zeitlang ihr gefährliches Gewerbe ausüben können, bis man ihnen auf die Sprünge kommt. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, daß man sie auch erwischt; denn bei den großen Mitteln, die diese Gentleman-Verbrecher zur Verfügung haben, kommt es ihnen nicht darauf an, auf Jahre zu verschwinden und von Europa nach Australien, Nord- oder Südamerika zu gehen und dort ihre Streiche zu verüben, um dann wieder zu ihrer Sicherung nach Europa zurückzukehren und hier in ununterbrochenem Herumtreiben von Ort zu Ort sich allen Beobachtungen und der Kontrolle durch die Polizeibehörden zu entziehen.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Seltsam.

„Mein Gott, Auguste, was ist denn passiert?“
„Ach, Madam, mein Wilhelm schreibt mir eben, daß er in Afrika bei einem Gefecht mit den Schwarzen geblieben ist!“

* * *

Kleine Aenderung. Kunde: „Die Dame gefällt mir soweit ganz gut, nur hätte ich sie lieber blond gehabt, anstatt

schwarz, und etwas schlanker!“ — Heiratsvermittler: „Ich werde mal mit ihr reden!“ Wegweiser. Reisender: „Wie weit ist's denn nach dem nächsten Dorf?“ — Bauer: „So ihrer fünf bis sechs Wirtschaften!“

Deutlich. Schwiegervater: „Also, Herr Schwiegersohn, sagen Sie mir einmal aufrichtig, wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden?“ — Schwiegersohn: „Lieber Schwiegervater, ich kann mich über nichts beklagen, als darüber, daß Sie mich nicht hinausgeworfen haben, als ich um Ihre Hand angehalten.“

Ein Herzesswunsch. Klein-Eschen wird von ihrer Mutter gefragt, was sie denn tun würde, wenn sie recht viel Geld hätte, worauf die Kleine munter antwortet: „Dann kaufe ich mir ein weißes Kleid, weiße Schuhe und einen weißen Hut!“ — Mutter: „Und was machst du dann?“ — Eschen sagt strahlend: „Und dann mache ich sie dreifig!“

Am schwarzen Brett einer Universität hing eines Tages folgender Bettel: „Würde der Herr, der am Dienstag aus dem Vesperzimmer einen Regenschirm mit Hornkrücke mitnahm, so freundlich sein und den Schirm beim Bedell abgeben?“ — Am nächsten Tag stand mit Bleistift darunter gekritzelt: „Noch nicht, Wetter noch zu unbeständig!“

Nachdem ein Gast im Restaurant schon sehr lange auf das von ihm bestellte Essen gewartet, rastet er ärgerlich dem Kellner zu: „Aber, was macht denn mein Gänsebraten?“ — Kellner: „1 M. 50 Pf., mein Herr!“

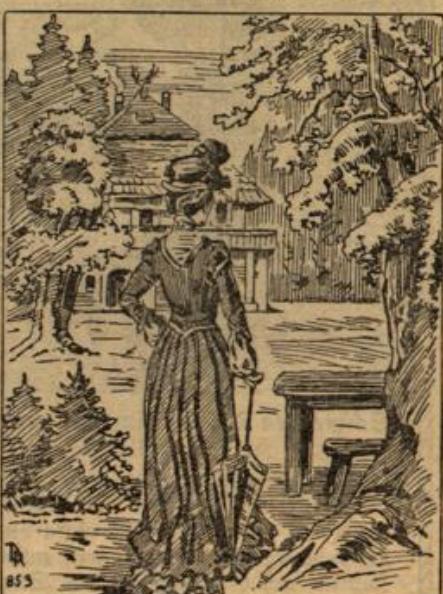
„Ich habe gehört, Sie sollen eine so schöne und geistreiche Frau haben, ist das wahr?“

„Gewiß, wir ergänzen uns in jeder Beziehung!“

Die Stellvertreterin. Madame: „Nun passen Sie gut auf meinen Mann auf, Anna, daß er in der Wohnung nicht raucht, abends pünktlich zu Hause ist . . .“ — „O, Sie können sich ganz auf mich verlassen, gnädige Frau; wieviel Taschengeld soll ich ihm geben?“

Doppelsinnig. Herr (zum Dichterling): „Wie geht es denn Ihren Gedichten bei den Redaktionen?“ — Dichterling: „O, die werden mit Feuer und Flamme empfangen!“

Vexierbild.



Wo ist denn ihr Mann?



Das Eisenbahnunglück in Hessen: Ein zertrümmerter Personenwagen.

Ein folgenschwerer Eisenbahnunfall

bei dem einige Personen getötet und zahlreiche andere mehr oder weniger schwer verletzt worden sind, hat sich dieser Tage auf der Station Niedersaulheim in Hessen ereignet. Der Personenzug Alzey—Mainz stieß so wuchtig mit einem Güterzug zusammen, daß mehrere Wagen vollständig zerplattet wurden und sich teilweise tief in den Erdboden einwühlten. Das Unglück wurde noch dadurch vergrößert, daß ein Personenwagen eine mehrere Meter hohe Böschung hinabstürzte.



Schwarzes Taftkostüm auf orange- Beduinenkleid aus weißer Seide mit Jackenkleid aus schottischer broderter Seide mit Tüllweste.
gelber Schleife. Filetspitzen-Garnitur.

Alles sei schon dagewesen — wir hören es oft genug. Dass aber jemals eine Mode selbst der mondainsten Modedame zu exzentrisch, zu grotesk und auffallend sein würde — das konnte man sich kaum träumen lassen. Und doch ist dieser Traum jetzt Wirklichkeit geworden. Man lehnt sich gegen die Tollheiten der Genies vom Fach auf; man sieht, daß die heutigen Schuhformen Klumpfüße vortäuschen; daß die Hüte weit entfernt sind von allem, was Geschmack und Schönheitsgefühl heißt. Das Jackenkleid, vor wenigen Jahren noch vorbildlich für das Streben nach Unauffälligkeit, tobt sich jetzt förmlich aus für den einst auferlegten Zwang. Was an Variationen da erreichbar ist, zeigen die beiden obigen Modellaufnahmen. Wozu die Damen sich eine schlanke Figur anstreichen, bleibt unerforschlich. In Sack und Falten verschwindet jede Linie. Bleib noch ein Rest übrig, so vernichtet ihn das Beduinenkleid vollends.

Musikrheims Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 22

Verlag von J. v. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bürich.

Jahrgang 1914



Das uralte, teilweise noch aus dem 11. Jahrhundert stammende Schloß Hallwyl im aargauischen Seetal. Schloß Hallwyl ist eine der interessantesten Burgen des Schweizerlandes, sie wird von dem letzten männlichen Nachkommen des berühmten Geschlechtes, dem in Schweden lebenden Grafen von Hallwyl gegenwärtig einer gründlichen historisch getreuen Wiederherstellung unterzogen, die über eine Million kostet.

Der alte Eisenmüller & Novelle von A. Schott.

Nachdruck verboten

Ein tanfrischer Morgen will in einen heißen Sommertag übergehen. Die Straße, die sich entlang des rauschenden Baches durch das enge Tal dahinwindet, ist noch feucht, und im Grase der Wiesen und Haine funkelt und glitzert der Tau in unzählbaren Tröpflein; aber darüber beginnt die Lust zu zittern und zu flimmern, und vom wolkenlosen Himmel herab sendet die Sonne ihre heißen Strahlen.

Im Geäste des Waldes und im Gehege der Bachufer singen und jubeln die Vögel, in den Lüsten trillern die Lerchen und auf der Landstraße schreitet einer dahin im stanzerrißigen Gewande und mit freudestrahlenden Blauaugen und jubelt und singt mit den Vögeln um die Wette.

Er ist ein hochgewachsener, kräftiger Bursch mit jungfrischem Gesichte und flachsblondem Schnauzbart darin, zerrissenem Gewande und lächerlichen Schuhen. Über dem Rücken trägt er ein kleines Bündel, auf dem formlosen Hut steht ein Nusshäuberschlügel und ein Kronwittast, und seine wetterbraune, schwielige Hand umklammert einen festen Haselstielchen. Ein Handwerksbursch, wie sie auf allen Straßen ziehen.

Hart an der Straße legen einige Männer ihre Sensen nieder und scharen sich um ein auf der Erde ausgebreitetes Tischtuch, auf dem ein junges Weiberleut das Essen anrichtet. Ein kurzes Gebet, dann lagen sie sich auf dem taufeuchten Rasen und nehmen die Löffel zur Hand. Ein paar Stunden mähen vor der Morgensuppe schafft schon einen gesunden Hunger.

Derweil kommt der Zerrissene heran und bricht sein Trällern und Singen ab.

„Auh!“ macht es ein halbäffiger Bursche, und es ist zweifelhaft, ob der Zuckzer zur Würze der Morgensuppe gehört oder zu dem Lieblein, das der Zerrissene vor ein paar Augenblicken gesungen. Aber ein zweiter Männer meint das letztere und ruft den Zerrissenen an.

„Geh' her da! Auf ein paar Augenblide wird's dir nicht zusammengehen, und nachher almen (sing'en) wir eins mitsammen.“

„Mich meinst?“ lacht der Zerrissene und bleibt auf der Straße stehen.

„Ja. Geh' her!“

Und der schlendert gemächlich hinzu.

„Ja, der Thomerl!“ wundert sich ein Dritter. „Grüß dich Gott! Wie lang' läßt dich wieder anschauen?“

„So lang' es mich freut,“ lächelt der auf die etwas frivile Frage. „Sel weißt: Schaffen laß ich mir von keinem etwas und wehren auch nicht. So bin ich schon mein Lebtag.“ Mit raschem Griffe schiebt er seinen Hut ins Genick zurück, stößt den Haselstielen in den zähnen Wiesenboden und zieht das Tabatägläss aus der Tasche. „Singen' ich nicht mit Euch, aber schnupfen könnt Ihr, wenn Ihr wollt.“

Des jungen Weibes Augen hasten vergnuglich an seinem leicht geröteten Gesichte

und mustern dann sein zerrissen Gewand. „Magst nicht mitessen?“

„Ich dank' dir schön, Weiberleut,“ lächelt der Thomerl und schüttelt den Kopf. „Wo ich nicht gearbeitet hab', da es' ich auch nicht. Behüt' Euch Gott allamt!“ Er nimmt den Stielchen wieder an sich und stapft weiter.

„Kennst du ihm denn?“ fragt das Weib den, der ihn willkommen geheißen.

„Wär' nicht aus!“ lacht der hell auf. „Wenn einer den Thomerl nicht kennen tätte! Die ganze Welt auf und ab kennt ihn schier, den Tüleingut, den Herumwagierer. Die Jorg-Michl-Seppin ist seine Mutter, des Mathiesen Inweib. Die kennst ja und die törischen Kinder auch.“

„So, so.“

„Die werden wieder eine Freud' haben, wenn sie ihn sehen,“ mutmaßt ein wildbärtiger Kerl, der Inhaber in der Eisenmühl. „Mir scheint, es wär' ihnen allen gerad' so lieb, wenn die Botschaft einmal käm': der Thomerl ist da oder dort zu Grund gangen.“

Das Weib schüttelt den schönen Kopf ein paar Male gar unglaublich. „Sel müßten keine Eltern sein,“ meint es.

„Wenn aber der Klachel gar kein gut tut!“ stellt der Inhaber vor. „Wenn einer kann, was er anschaut und anpackt, wenn einer nachher das Geschick und die Kräfte hätt' zum Zulangen, und wenn er nachher gar kein Zeit sitzen kann auf einer Bank, da soll einer truz allem zu was kommen, als wie zu so einer Kluft.“

„Was einem im Blut steht, sel bringt sein Doktor nimmer heraus,“ läßt der Kleinfiecht sein Lichtlein leuchten. „Der Thomerl bleibt der Thomerl, so lang er lebt.“

Das Weib legt den Beigefinger der rechten Hand auf den Mund und sieht sinnend die Straße entlang. Dann wandet es sich mit einem Ruck zu den Männern.

„Das Geschirr können die Dirnen zusammenrichten und heimtragen, wenn sie zum Mittag geben. Gelt, Mathes?“

„Ist schon recht.“

Mit zwei Sprüngen steht sie auf der Straße und eilt leichtfüßig dahin, der Eisenmühle zu, die ihr eigen ist seit ihres Mannes Tode. Vor etwa anderthalb Jahren hat sie herübergeheiratet aus dem Nachbarhause, und seit gutding dreiviertel Jahren ist sie nun Wittib, und die ganze Wirtschaft über einander, das Mühlgeschäft und die Gastwirtschaft lasten zumeist auf ihren jungen Schultern. Aber es geht. Der Inhaber, der Mathes, ist ein recht verlässlicher Mensch, der Schwäher ist noch allweil beim Beug und werkt da und dort, und oftmaß versieht er die Gastwirtschaft ganz allein, und die Ehehalter sind auch nicht so aus und nehmen es mit ihren Obliegenheiten ernst. Es geht schon besser, als sie sich es gedacht, da sie am offenen Grabe ihres Mannes gestanden, besser selbst, als es ihr Vater ihr zum Troste vorgerebet. Und überdies, wenn sie einmal fühlte, die Bürde würde ihren Schultern zu schwer, sie könne das Ganze nimmer leiten und

lenken, gerad' nur den kleinen Finger brauchte sie zu rühren und sie könnte sich jeden auslaufen, dem sie die Last der Wirtschaft und der Geschäfte auf die Schulter laden wollte. Es bewerben sich ohnehin schon genug um dieselbe. Möglich auch, daß mancher sich lediglich um diese Last bewirbt und die Wittib als Nebenjache betrachtet; aber ihrerwegen schon. Sie hat für keinen mehr denn ein gleichgültig Wort.

Einige Schritte vor ihrem Gehöste holt sie den Thomerl ein.

„Wo denn hin jest?“ fragt sie ihn, um gerade nur eine Anrede zu haben.

„Heim derweil. Da hinauf zu meiner Mutter.“ Er wischt sich mit dem Zoppenärmel den Schweiß aus dem Gesicht.

„Da könntest wohl ehevor noch eine Maß trinken zur Abkühlung,“ rät sie. „Was meinst?“

„Einen frischen Trunk soll einer nicht mutwillig zurückstoßen,“ lächelt er und lenkt dann gen die Haustüre hin, über der ein frischgestrichener Blechkranz an langem Haken baumelt. Und kaum sieht er so recht in der kühlen Stube, und kaum hebt sich noch der alte Eisenmüller langsam und schwerverfällig von seinem Sitz am Fenster, kommt sie schon mit dem überschäumenden Krug daher und stellt ihn vor den zerlumpten Gast hin. „Geseg'n es Gott.“

Der Alte schaut gar seltsam und verwundert und zuletzt gar finster und immer finsterer, wie die Schnur sich dem Zerrissenen gegenübergelegt und mit ihm scherzt und plaudert wie mit einem Nachbar, einem rechtschaffenen Manne. Der Brauch ist wirklich neu in der Eisenmühl, und es ginge gerade noch ab, daß er einrotten tätte! Mit jedem hergelausen Handwerksburschen tun wie mit wer weiß was für einem Bekannten, das Haus in Beruf bringen, sel wär' so einer Art!

Er räuspert sich ein paar Male recht fräßig, spuckt dann rechts und links aus und schlendert nachher zu den zweien hin.

„Wo kommt man denn her?“ fragt er den Zerrissenen mit harter, kurzer Rede.

„Aus der Fremd,“ gibt ihm der zur Antwort.

„Om,“ macht es der Alte, der im Augenblick nicht weiß, wie er die Antwort nehmen soll, als Einfalt oder als Spott. „Und wo geht man hin?“ forscht er nach einem Weilchen weiter.

„Heim halt.“

„Du . . . du!“ fährt nun der Alte auf. „Wenn d' keine gescheitere Red' weisst, wenn d' einen alten Mann . . . oppen willst, du . . . Haderlump, nachher . . . dort hat der Zimmermann das Loch lassen für solche Leut, verstehst mich?“

„Sel hab' ich noch allemal selbst gefunden,“ lächelt der Thomerl ob des aufgebrachten Alten. „Aber nach zwei, drei Augenblicken schwundet das Lächeln überlings, und sein Gesicht wird ernst, und die fröhliche, sorglose Miene schwundet daraus. Jetzt fällt es ihm erst wieder ein, wie seine Leute mit dem Eisenmüller gestanden seit jeher. Daß er sel auch so lange vergessen gevont!

* Aus dem Bande „Bescholten Volk“ von A. Schott, Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln.

Aber das verzweifelte Weiberleut hat ihm so gar keine Zeit lassen, sich zu besinnen auf solche Sachen. Er lehnt sich trozig an die Wand zurück und legt die beiden Hände auf den Tisch, und seine Augen suchen herausfordernd den Blick des Alten.

„Wirst, wer ich bin?“ fragt er mit trotziger Stimme.

„Ein Lump bist, ein Haderlump, der was . . . in ein rechtes Haus nicht hinein gehört,“ zetert der Alte.

„Des Jorg-Michl-Seppen Thomerl bin ich.“

Der alte Eisenmüller reißt mit einem Male die Augen auf, so weit sie aufgehen, und auch sein mit grauen Bartstummeln umgebener Mund öffnet sich unwillkürlich, aber eine Rede kommt langmächtig nicht daraus hervor. Erst ein heiseres Lachen muß den Worten Vahn brechen.

„Da hast es schon . . . da hast es schon! Wie ich mich aussehn' an den Leuten! Und so ein Haderlump untersteht sich . . .“

„Aehn!“ mahnte die junge Eisenmüllerin. „Einem Wirt muß ein Gast wie der andere sein.“ Der aufwallende Unmut und Ärger über das Gebahen des Alten gibt ihrer Stimme einen etwas härteren Klang.

„Hinaus muß er,“ schreit der Alte mit zornbebender und zuletzt überschäppender Stimme.

„Balz ich selbst gern geh,“ lacht der Thomerl spöttisch auf und trinkt den Krug leer. Und die Eisenmüllerin steht mit einem Ruck auf, langt nach dem geleerten Krug und will damit in den Keller gehen. Aber der Alte faßt sie fest am Arm und hält sie zurück.

„Keinen Tropfen mehr!“ gebietet er.

Eine harte Rede drängte sich ihr auf die Zunge, aber sie hält sie mit Gewalt wieder zurück, weil er ja doch ein alter Mann ist und ihr Schwäher. Mit einem Ruck macht sie sich aus seiner Hand los und geht schweigend in den Keller.

„Um die Zeit ist's?“ lacht er gell hinter ihr drein. „Der Alte gehört der Kaz? . . . Auch recht, Dirndl! Auch recht! Aber ganz und gar wegziehen läßt er sich nicht, merk' dir das! Und du . . . du recht schlechter Haderlauk . . . ich bin auch noch da.“ Er wirkt dem Thomerl einen hakiprähsenden Blick zu und verläßt schlürfend die Stube und wirkt die Türe hinter sich ins Schloß, daß die Bilder an der Wand klirren und schimpern.

„Was er nur gerad' auf einmal hat?“ wundert sich die Eisenmüllerin, als sie mit dem gefüllten Krug zurückkommt aus dem Keller. „Er ist sonst niemals so.“

„Eine alte Feindschaft halt,“ lächelt der Thomerl schon wieder. „Ein andermal kann ich schon vorbeigehen auch. Heut' hab' ich halt gar nicht daran denkt.“

„Brauchst auch ein andermal nicht daran denken,“ rät die Eisenmüllerin.

„Ja, wer bist denn nachher du? Hast leicht du was zu schaffen im Hause?“

„Ein bissel was schon, mein' ich,“ lacht sie hell auf.

„Bist etwa nachher des Peters Weib?“

„Gewesen. So um ein dreiviertel Jahr herum bin ich Wittib.“

Er schaut eine Weile zum Fenster hinaus gen die Höhe, auf der des Mathiesen Hof steht samt dem Inhälzel, in dem seine Mutter und seine Geschwister wohnen, und der leichte Nut, der ihn den ganzen Weg her bis in die Eisenmühle begleitet, verzieht sich,

und noch etwas, das wie ein Sonnenstrahl die düstere Gaststube der Eisenmühle beleuchtet, schwindet jählings dahin. Und während er noch immer zum Fenster hinaus schaut, zieht er mit der Rechten den abgegriffenen und abgewetzten Geldbeutel aus der Tasche.

„Was kriegst denn, Eisenmüllerin?“ fragt er gleichgültig.

„Läß gehn!“ wehrt sie ab. „Ich hab' dich hereingenötigt und . . . zwei Halbe Bieres! Mir bist nichts schuldig.“

„So mag ich nicht,“ widerredet er. „Zwei Halbe sind's, und da hast dein Geld dafür. Behält' dich Gott!“ Er trinkt den Krug mit einem Zug leer, wirkt sein Bündel wieder über die Schulter und geht.

„Behält' Gott auch! Und fehr' sein ein andermal wieder zu, leicht am Sonntag!“

„Kann sein.“

Und einige Augenblicke nachher starrt er wieder auf der Straße dahin, und die Eisenmüllerin sieht ihm durchs Fenster nach, bis er sich der Höhe zuwendet und hinter dem Gestrüpp des Wegsaumes verschwindet. Dann atmet sie schwer und tief auf und geht an ihre Arbeit.

* * *

Die Kegelbahn in der Eisenmühl ist die besuchteste um und um. Sie ist so glatt wie gebühnt und der ganzen Länge nach unter Dach. Jeden Sonn- und Feiertag rollen dort die Kugeln und poltern die Kegeln, ob es nun regnet oder ob die Sonne scheint. Und während die älteren Männer in der Gaststube sitzen und von ihrer Wirtschaft, vom Vieh- und Holzpreise reden oder manchmal auch von dem, was draußen in der Welt vorgeht und wie das letzte Verzittern einer Wasserwelle am Ufer bis an den Wald dringt, kugeln und wetten die Jungen draußen auf der Kegelbahn und erholen sich von der Woche Müh' und Arbeit.

Die Kugeln rollen und poltern die Rinne herein, auf dem „Laden“ klippern die Kreuzer, die Bayen und oft auch Sechs- und Zwanziger, und die hemdärmeligen Burschen stehen Schulter an Schulter um den Werfenden und bieten, nicken und schreien wirr durcheinander.

„Einen Sechs — du fehlst den Ersten!“ bietet ein untersegter, breitschulteriger Gesell mit wetterbrannem Gesichte und buschigem Schnauzbarte.

„Auch einen Bayen,“ bietet ein zweiter dazu.

„Gilt schon,“ nimmt der Werfer an, ein Bauernbulb von den oberen Gehängen, der häufig auch unter der Woche auf eine Mah in die Eisenmühle kommt und nach der jungen Wittib und dem schönen Besitz strebt. Er schupft die Kugel hinaus, und acht vom ersten weg liegen da wie hingewehet.

„Gescheit und schön braucht einer nicht zu sein, aber Glück muß er haben,“ spottet der untersegte, der den Sechs verspielt hat.

„Können muß man's,“ lacht der Gewinner auf, der Föll, und streicht den Gewinn ein.

Da betreten zwei neue Gäste die Kegelbahn: der Thomerl und sein Bruder, der Sepp. Der Thomerl weiß keine Zeit, wo er in der Eisenmühle Kegel geschoben, es wird noch nie vorgekommen sein; aber nun geht er halt doch hin. Was geht ihn der Alte an? Und der Sepp geht sonst nie ins

Wirtshaus, nur dem Bruder zuliebe ist er heute mitgegangen.

„Der Thomerl! Der Thomerl! Grüß dich Gott, alter Kumb!“ So schreien die Burschen durcheinander und umdrängen die beiden. Auch die junge Eisenmüllerin wird mit in das Gedränge gerissen und kommt hart vor dem Thomerl zu stehen. Der soll der Berissene sein? Schier nicht zum glauben. Heut' steht er in sauberem Tuchgewande und sein langer, flachsfarbener Schnauzbart ist ordentlich zurechtgelämmt. Sie macht auch keinen Versuch, aus dem Gewirre zu kommen. Erst als dies sich nach und nach von selbst löst, ruft sie nach der Liezel, der Großdirl, die zeitweise im Einschenken aushelfen muß, und trägt ihr rasch für die zwei Bier herzubringen. Dann setzt sie sich neben ihn auf die rohgezimmerte Bank und plaudert mit ihm, bis ihn die andern zum Mittagessen gebracht. Dann aber macht sie sich zum Sepp hin und plaudert mit dem, wenn sie auch auf die zehnte Rede keine Antwort kriegt.

Der Sepp ist eben ein stiller Mann, den weder das noch jenes ansicht. Er verschimpft keinen, der einen Fehlschub getan, und lobt keinen, dessen Kugel gehörig gewirtschaftet unter den Regeln. Ihm fällt es sogar nicht an, daß die schöne Eisenmüllerin die längste Zeit mit ihm plaudert und schwatzt wie mit einem, der Bauer werden sunnt' in der Eisenmühl. Als sie dann ein Beitlein fortgeht, schaut er dem Thomerl zu, der gerade nicht der beste Kegelschieber ist. Ihm fällt es dann nicht einmal auf, daß sie unter der Zeit das Kostbuch abgelegt und das leichte, rotbraune Jöppchen ausgezogen und nur in weißen Hemdärmeln und schwarzsamtinem, mit bunten Sträuschen besticktem Niederleibchen daherkommt und sich wieder zu ihm setzt.

Da hat der alte Eisenmüller schon bessere Augen und mehr Argwohn. Wie der einmal zufällig auf die Kegelbahn kommt und die Schnur neben dem Sepp sitzen sieht in der Tracht und vor ihr den Thomerl stehen, wird sein Gesicht dunkelrot vor Zorn und Ärger, und ein Gedanke zuckt durch seinen grauen Kopf, der ihm der allerzuwiderrste ist, der ihm kommen kann. Und keine vier, fünf Augenblicke nachher schrillt seine Stimme durch das Gevirre.

„Walpi! — „Ja.“

„Geh her da!“

Und sie folgt ihm bis zur Hausecke, wo er überraschend stehen bleibt, mit seinen dünnen, knochigen Fingern ihre Arme umklammert und ihr zornig ins Gesicht schaut. „Ich leid's nicht, hörst? Und derweil wirkt auf mich auslossen.“

„Ja was denn? Aehn!“ fragt sie ihn verwundert.

„Was denn? Daß meinem Buben sein Weib so einem Haderlumpen zu Gefallen geht. Und wenn eine Stund' läm, wo der auf unserer Bank sitzen sollt als Herr, ehevor geschieht ein Unglüc. Hörest es, Walpi?“

So weit hat sie selbst noch nicht gedacht, daß der Haderlump auf einer Bank in der Eisenmühl als Herr sitzen kann', trotzdem sie seit einer Zeit schon weiß, daß sie ihn lieber sieht als jeden andern und daß kein anderer sie zum Altare bringt, wenn er ihr dorthin winken täte. Dunkle Röte überfliegt ihr Gesicht und ihr Atem beginnt schwerer zu gehen. Aber gleichzeitig wölbt der Zorn auf in ihrem Herzen wider den Alten, der diesem Menschen gar so feind-



Die Einweihung der Eisenbahn von Biskra nach Tuggurt: Abfahrt des französischen Ministers zur Feier.

**Zur Einweihung der Eisenbahn
von Biskra nach Tuggurt.**

Im Innern von Algerien ist Anfang Mai in Gegenwart des französischen Kriegsministers eine neue Bahnhofskirche eingeweiht worden, die die beiden als Handelsplätze wichtigen Orte Biskra und Tuggurt verbindet und die wirtschaftliche Erschließung der südlichen Territorien des algerischen Kolonialreichs wesentlich fördern dürfte. Die Strecke soll übrigens noch weiter nach Süden bis Ouaglia ausgebaut werden.

Das bayerische Königspaar
hat sich dieser Tage in Begleitung der Prinzessinnen über Wien zu mehrwöchigem Aufenthalt nach der ungarischen Besitzung Sarvar begeben, wo es festlich empfangen wurde.

Eine chinesische Ärztin,
Frau Dr. Jamai Kin, ist mit hervorragendem Erfolg als Chef des Frauenhospitals von Tientsin tätig und leitet zugleich die dortige medizinische Frauenhochschule. Sie ist neben ihrem ärztlichen Berufe auch für



Kgl. Kammersängerin Charl. Huhn
feierte ihr 25 jähriges Künstlerjubiläum.

die Hebung der sozialen Lage der Frau in China eifrig tätig. Auch in wissenschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten hat sie Beachtung gefunden.

Charlotte Huhn,

die als gefeierte erste Altistin viele Jahre eine Biedermeierin der Kölner Oper war, dann längere Zeit der Dresdener Hofbühne angehörte und sich seitdem auf Gastrspielen als Gesangssmeisterin höchst erfolgreich betätigt hat, konnte vor kurzem ihr 25 jähriges Bühnenjubiläum feiern. Vom kommenden Oktober ab wird die bedeutende Künstlerin im Lehrverband des Sternischen Konzervatoriums in Berlin tätig sein.



Frau Dr. Jamai Kin,
hervorragende chinesische Ärztin.



Ankunft des bayerischen Königspaares in Sarvar in Ungarn.



Das deutsche Kaiserpaar mit dem Herzog und der Herzogin auf der Fahrt zum Schloß.



Die Taufe des Erbprinzen von Braunschweig, des jüngsten Enkels des deutschen Kaisers.

Zum Tausfest in Braunschweig hatte die ganze Residenzstadt ein farbenprächtiges Feiertagsgewand angelegt. In den Straßen und namentlich auf dem weiten Platz vor dem Schloß drängte sich eine frohgestimmte Menschenmenge, um die Ankunft der fürstlichen Gäste zu beobachten und dem Herzogspaar lebhaft zuzujubeln. Ernst August, wie sein herzoglicher Vater und Großvater, heißt der junge Kaiser-enkel, der am Samstag im ehrwürdigen Dom der Burg Dankwarderode feierlich getauft worden ist. Die Braunschweiger Bevölkerung nahm an dem feierlichen Ereignis den freudigsten Anteil und bereitete dem jungen Herzogspaar und seinen Gästen überall lebhafte



Eine lustige Gruppenaufnahme aus dem Braunschweiger Schloßgarten.
Von links nach rechts: Prinzessin August Wilhelm, Prinz Eitel-Friedrich, Prinzessin Eitel-Friedrich,
der Kronprinz, die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm.



Professor Dr. W. Voigt,
Physiker der Universität Göttingen, geht als
Austauschprofessor an die Harvard-Universität in Massachusetts.



Der neue Riesendampfer „WATERLAND“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

und herzliche Ovationen. — Die Laufrede hielt Hosprediger Dr. v. Schwarz.

Der neue Riesendampfer „WATERLAND“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

Einen imposanten Anblick gewährt das schwimmende Riesenhotel ohne Zweifel schon bei Tageslicht. Noch grandioser aber ist die Wirkung, wenn der stolze Riese zur Nachtzeit im vollen Lichterschmuck den Ozean durchfucht und denjenigen, der überhaupt noch nie Gelegenheit hatte, einen Hochseedampfer zu sehen, wird diese Erscheinung anmuten wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht.

selig gegenübersteht und keinen rechtschaffenen Namen findet für ihn.

„Ich mein', ich bin kein Schuldirendl mehr," gegenüberredet sie fest und ernst. „Ich den' derweil noch nicht ans Heiraten, aber wenn ich daran den', nachher las ich mir

auch keinen nehmen, den ich mag.“ — „Meinst?“ lachte der Alte heiser auf. „Wirst dich wohl irren.“ „Kann sein, und kann sein nicht auch... Ich muß wieder zu den Gästen.“ Des Alten Finger lösen sich, aber er steht

noch geraume Zeit an der Haustür und schaut ihr nach, bis sie hinter dem Türrahmen verschwunden. Dann heißtt er die Bähne übereinander, daß sie knirschen, und ein heiteres Gröhlen entringt sich seiner Brust. (Schluß folgt.)

Der geheimnisvolle Fremde. Erzählung von A. Heerdorf.

Nachdr. verb.

In der Dorfwirtschaft zum roten Ochsen die idyllisch in der Mitte des lieblichen Dorfleins R. lag, wohnte schon seit mehreren Tagen ein fremder, gutgekleideter Herr, der angegeben hatte, er sei zu seiner Erholung, zur Beruhigung seiner Nerven aus Land gekommen. Allein dem Ochsenwirt kam das Wesen seines Gastes gar nicht recht geheuer vor.

„Der und nervenleidend“, dachte er bei sich, indem er seine Augen ziemlich prüfend über die Erscheinung des fremden Gastes gleiten ließ, „wenn der es ist, dann bin ich's auch. Solch ein baumstarfer, junger Herr mit so klugem Gesicht hat doch gewiß keine „Nerven“ wie eine gezierte Salondame, das kann doch nicht sein!“

Es ging etwas Eigentümliches von dem Fremden aus, das den Ochsenwirt, der ohnehin nicht allzuviel zu tun hatte, wieder und wieder zwang, über das Wesen seines Gastes nachzudenken. Anderes, worüber man hätte nachdenken können, gab es ja auch in dem kleinen Dorfe nicht, so war dem braven Ochsenwirt der neue Gast gewissermaßen eine gute Gelegenheit, allerlei Denksübungen anzustellen.

„Es ist nicht alles mit ihm in Ordnung“, dachte er kopfschüttelnd. „Sein Benehmen kommt mir wirklich seltsam vor!“

Darin hatte der Ochsenwirt allerdings nicht so unrecht. Es lag etwas Seltsames über dem Tun und Treiben des Gastes. Dieser, ein junger, hochgewachsener und elegant gekleideter, der etwas so Einnehmendes in seinem Wesen hatte, daß ihm alle Herzen zugeflossen wären, vermied doch ängstlich jedes Beisammensein mit Menschen, selbst wenn die Dorfbewohner eigens darum in den „Ochsen“ gekommen waren, um den Stadtgast einmal kennen zu lernen. „Mein bester Ochsenwirt“, hatte der Fremde lächelnd erwidert, als der Ochsenwirt eine leise Anspröfung darüber wagte, „ich bin ja gerade darum hierher gekommen, um den Glauben an die Menschen wiederzufinden. Das kann mir aber, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, nur möglich sein, wenn ich sie ein Weilchen meide und im Aufgehen in der einsamen Natur wiederfinde.“

Dem Ochsenwirt waren diese Worte, die doch in gutem Deutsch zu ihm gesprochen wurden, wie eine fremde Sprache vorgekommen. Nachträglich aber hatte er noch lange darüber nachgedacht. Und dabei war ein langsamer Verdacht in ihm aufgestiegen. Es konnte ja gar kein Zweifel sein, daß dieser Fremde stets in gar bösartiger Gesellschaft verkehrt haben mußte, die ihm die Menschen gar zuwider machte. Vielleicht sogar unter Verbrechern! Dann aber konnte kein Zweifel bestehen, daß er selbst auch ein Verbrecher war! Und so weit gekommen, fand der Ochsenwirt auch eine Erklärung für das seltsame, menschenhene Wesen seines Gastes. Weshalb hätte ein junger lebensfröhler Mann wohl in ein einsames Dorf kommen und sich ängstlich vor allen Menschen verbergen sollen, wenn es nicht gegolten hätte, sich zu verstecken? Und wa-

rum versckiete sich wohl jemand? Der Ochsenwirt seufzte. Ach, diese Frage war nur zu leicht zu beantworten. Kein Zweifel, weil er ein schlechtes Gewissen hatte.

„Ei, ei!“ dachte der Ochsenwirt, als seine Gedanken ihm nun bis zu diesem Punkte geführt hatten, „dieser seine Fremde will sich doch wohl nicht etwa vor der Polizei in meinem ehrlichen Hause verbergen? Doch da wird der Ochsenwirt ein wachsames Auge haben!“ Und der Ochsenwirt entnahm sich, was er alles über die Taten großer Detektivs vernommen, wie diese durch Scharfsinn und Geduld selbst die geschicktesten und raffiniertesten Verbrecher entlarvt hatten, und legte sich das stillle Gelöbnis ab, mit dem Scharfsinn solcher Meisterdetektive über seinen Gast zu wachen, bis es ihm gelungen sein würde, ihn vor aller Öffentlichkeit als Verbrecher zu entlarven.

Gerade als der Ochsenwirt so weit in seinem Entschluß gekommen war, trat der Fremde ein, gefolgt von seinem schönen Hund, der niemals von seiner Seite weich.

„Guten Abend!“ grüßte er freundlich. „Nun, haben Sie etwas gutes zu essen, Herr Ochsenwirt?“

„O, selbstverständlich“, beeilte sich der Wirt zu versichern, und dann holte er das Beste herbei, was Küche und Keller barg, denn es lag ihm ja daran, den Fremden möglichst lange in seinem Hause festzuhalten, um ihn dabei um so besser beobachten zu können. Der Fremde ab. Sein Hund lag dabei so ruhig zu seinen Füßen, als dränge der Duft des Fleisches gar nicht bis zu seiner Hundennase. Auch dieser Hund erschien dem Wirt ebenso merkwürdig wie sein Herr. Andere Hunde sprangen beim Spazierengehen in Wald und Feld umher — dieser Hund hielt sich so dicht hinter seinem Herrn, daß sein Kopf fast dessen Knie berührte. Andere Hunde freuten sich, wenn sie etwas gutes zu fressen bekamen, — als er, der Ochsenwirt, diesem Hund einmal einen Teller mit den besten Knochen hingestellt, hatte das Tier getan, als ob sie gar nicht vorhanden wären, und erst, als sein Herr freundlich zu ihm sagte: „Fröh, Harras, ich erlaube es dir!“ hatte er sich mit großem Appetit darüber hergemacht.

Mit diesem merkwürdigen Hund war sicherlich etwas ebenso Besonderliches los, wie mit seinem Herrn!

„Sie haben wohl Ihren Hund sehr lieb?“ begann der Ochsenwirt, in dem listigen Versuch, durch geschickt gestellte Detektivfragen dies Geheimnis zu läutern, „daß Sie ihn sogar mit auf die Reise nehmen.“

„Gewiß“, nickte der Fremde zerstreut, „er hat mir auch schon mehr als einmal das Leben gerettet!“

„Das Leben gerettet!“ wiederholte der Ochsenwirt. „Ei, ei, so sind Sie also schon in Situationen gewesen, die das nötig machen? Vielleicht — vielleicht im Kampf mit schlechten Menschen.“

„Ja, freilich, im Kampf mit gewalttätigen Menschen“, erwiderte der Fremde.

„Da haben Sie vielleicht wohl auch schon

etwas mit Kriminalbeamten zu tun gehabt?“ forschte der Wirt weiter.

Ein leises Lächeln des Spottes trat in des Fremden Züge, als er erwiderte: „Ja, gewiß, auch mit Kriminalbeamten hatte ich öfters zu tun!“

„H-m!“ sagte der Ochsenwirt. Im stillen aber dachte er: „Jetzt hat er schon ein halbes Geständnis abgelegt.“ Nun nur weiter so vorsichtig fragen, wer weiß, zu was sich der Fremde noch verleiten ließ.

„Einen Kriminalbeamten würde ich auch gar zu gern einmal kennen lernen“, sagte er, „besonders den Kriminalkommissär Markmann, von dem die Zeitungen immer so viel Wunderdinge berichten. Kennen Sie den vielleicht auch?“

„Ja!“ sagte der Fremde und gähnte. „Hinter diesem Gähnen verbirgt er seine Verlegenheit“, dachte der Ochsenwirt.

„Sie halten wohl nicht viel von ihm?“

„Er könnte noch tüchtiger sein, als er ist“, erwiderte der Fremde, „aber wollen wir nicht lieber von etwas anderem reden; ich mag jetzt nicht an Verbrecherfang denken.“

„Er verrät sich!“ jubelte der Ochsenwirt innerlich. „Die Verbrecher können ja alle Kriminalkommissär Markmann nicht leiden, und es wird ihnen unheimlich, wenn sie nur von ihm reden hören!“ Laut aber sagte er mit verbindlicher Miene: „Ganz, wie Sie wünschen, verehrter Herr. Wir können ja von etwas anderem reden, zum Beispiel von den Neuigkeiten, die in der Zeitung stehen“. Er holte die Zeitung und schlug sie auseinander.

Gleich zu allererst fiel sein Blick auf den Stichbrief eines Verbrechers, der von der Staatsanwaltschaft gesucht wurde. „Ei, sehen Sie nur“, sagte er und schob ihn dem Fremden hin.

„Nein, nein, ich will während meines schönen Landlebens nichts davon wissen, daß es Verbrecher gibt, die von der Polizei gesucht werden“, wehrte dieser ab. Dann aber, wie einem dunklen Zwange gehorchnend, warf er doch einen Blick auf den Stichbrief und las denselben aufmerksam durch. Der Ochsenwirt betrachtete ihn dabei. Seine Aufmerksamkeit war wirklich sehr groß — sollte etwa — hm —. Über die Schulter des Fremden las er ihn ebenfalls durch. Das Signalement passte eigentlich nur auf die Farbe der Augen und die Größe. Aber war das nicht genug? Konnte ein geschickter Verbrecher sich nicht so verändern, daß nichts von ihm mehr wiederzuerkennen war? Nur die Augenfarbe und Größe, die vermochte er nicht umzuändern.

Der Fremde seufzte, als er die Zeitung von sich schob. „Warum sich mir die Herren Verbrecher immer die Mühe der Flucht machen“, bemerkte er, „festgenommen werden sie ja doch früher oder später!“

„Ja, wenigstens so lange es solche Kriminellen gibt wie unseren berühmten Kriminalkommissär Markmann“, sagte der Ochsenwirt begeistert.

„Ja, freilich, der wird immer herbeigeholt, wenn alle anderen sich vergeblich bemüht

haben", sagte der Fremde, indem er sich erhob. „Doch nun gute Nacht, ich bin müde. Hoffentlich träume ich von der schönen Natur und nicht von Einbrechern und Kriminalbeamten", fügte er lächelnd hinzu.

Der Ochsenwirt aber träumte in dieser Nacht, er wäre ein berühmter Detektiv geworden und Kriminalkommissar Markmann schüttelte ihm die Hand und sagte: „Sie sind doch ein größerer Kriminalist als ich!"

Am andern Morgen freilich bedauerte er es lebhaft, so fest geschlafen und geträumt zu haben. Denn eine gar aufregende Kunde durchlief das Dorf. Beim Bauern Müller war in der Nacht eingebrochen worden. Nicht allein allesbare Geld, das sich im Hause befand, war entwendet worden, sondern auch alles, was der Bauer an Gold- und Silbersachen besaß, hatte der unbekannte Täter mitgehen lassen.

„Niemand anders als mein Gast kann das gewesen sein", dachte der Ochsenwirt mit heimlichem Grausen, „und einen solchen Menschen beherberge ich in meinem Hause. Doch ich bin nicht umsonst so kriminalistisch begabt. Es soll dem Täter nicht gelingen, lange die Früchte seines Verbrechens zu genießen."

In diesem Augenblick erschien der fremde Gast mit seinem Hund. „Guten Morgen," sagte er freundlich. „Warum so aufgeregt, Herr Wirt?"

Der Ochsenwirt war der Ansicht gewesen, sein Mienenspiel ganz in der Gewalt zu haben und ärgerte sich im stillen, daß ihm der Fremde doch sogleich die Aufregung vom Gesicht abgelesen hatte. „Ein raffinierter Mensch ist das," dachte er. Dann aber sagte er: „Allerdings — ich bin aufgeregt — es ist nämlich diese Nacht in der Nachbarschaft eingebrochen worden."

Er beobachtete bei diesen Worten den Fremden scharf und es entging ihm nicht, daß ein Schatten über dessen Gesicht glitt, als empfand er bei dieser Nachricht ein Gefühl des Unbehagens.

„Nun bin ich gerade in dies friedliche Dorf gekommen, um vor solchen Dingen sicher zu sein!" sagte er lächelnd.

„O, bisher ist auch noch niemals etwas Ähnliches bei uns passiert," jagte der Ochsenwirt, den Fremden heimlich scharf betrachtend.

Der junge Mann seufzte leicht auf. „Ja, es ist eine Art Unstern von mir, daß überall Verbrechen sich da begeben, wo ich mich zur Erholung aufhalte," meinte er.

„Ei, ei," dachte der Ochsenwirt, „durch diese Bemerkung hat er sich selbst verraten! Nun will ich aufpassen. Es heißt immer, einen richtigen Verbrecher treibe es immer an den Ort zurück, wo er sein Verbrechen verübt. Wir wollen einmal sehen, ob das bei ihm auch der Fall ist."

Und schon sagte der Fremde: „Ich hätte Lust, mir einmal das Haus anzusehen, wo der Einbruch verübt wurde."

„Er ist's!" dachte der Ochsenwirt. Faß hätte er einen Lustsprung gemacht vor Freude. „Ich werde Sie begleiten, Herr," sagte er, „damit Sie den Weg nicht verfehlten!" Im stillen dachte er: „Damit Sie nicht etwa heimlich Beweise ihrer Schuld vernichten oder mir gar durchbrennen, will ich Sie nicht aus den Augen lassen."

Bald darauf befand er sich mit dem Fremden bei dem Hause, in dem der nächtliche Einbruch passiert war. Der bestohlene Besitzer, ein allgemein geachteter Landwirt, war in großer Aufregung. „Alles, alles ist mir gestohlen worden," flagte er, „und ich habe fest im Nebenzimmer geschlafen und nichts davon bemerkt! Ich bin in dieser Nacht ein armer Mann geworden!"

(Schluß folgt.)

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Tochter: „Papa, unser Klavier müßte einmal gestimmt werden!"

Vater: „Ah was, auch noch die Kosten! Jetzt bin ich schon abgehärtet!"

* * *

Der Schriftsteller. „Was tut denn Ihr Sohn in Berlin?" — „Er schreibt." — „Zum Vergnügen oder um Geld?" — „Na — wenn er mir schreibt — immer um Geld!"

Unterschied. „Ist's wahr, daß Sie eine wesentliche Gehaltszähmung erfahren haben?" — „Nein — erfahren hab' ich sie nicht, auch nicht bekommen, sondern nur

erfahren, daß die Behörde sie in wohlwollender Erwägung zu ziehen eventuell geneigt sein dürfte."

Gut gegeben. Herr (zum jungen Bettler): „Um, warum verdienen Sie nicht Ihr Brot in saurer Arbeit?" — Bettler: „Der Doktor hat mir alles Saure verboten!"

Bestätigung. Mutter: „Was das Mädel für Streiche macht! Mir ist das Kind ein Rätsel . . ." — Vater: „Ja . . . und zwar ein ungeratenes!"

Abgefertigt. Ged: „Mein Fräulein, ich habe so lange geschwankt, ehe ich es wagte, Ihnen Herz und Hand anzubieten!" — Fräulein: „Bitte, schwanken Sie weiter!"

Verplappert. Baron (der Besuch bekommen hat): „Johann, hole eine Flasche Wein aus unserem Keller!" — Diener: „Die rote oder die weiße?"

Wohlauf. Nette: „Heute habe ich eine Maschine gesehen, welche die Arbeit von dreihundert Männern leistete!" — Onkel: „Das will nicht viel heißen, wenn die Männer alle so viel tun wie du!"

Kleiner Irrtum. Arzt: „Gute Frau, Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich höre doch ganz gut." — Patientin: „Ach, Herr Doktor, mein Mann hat neulich gesagt, Sie verstehen nichts . . .!"

Fatale Zustimmung. Schlechter Tänzer: „Gnädiges Fräulein, ich habe noch nicht oft mit einer so flotten Tänzerin getanzt!" — Dame: „Das merkt man Ihnen an!"

Mißverständnis. Tochter (beflammt): „O, schöne Zeit des Reisens!" — Vater (Rheumatiker): „Hör' mir auf mit der schönen Zeit des Reisens!"

Der Menschenkenner. „Er sieht wirklich wie ein Narr aus." „Aber, Papa, er hat mich eben um meine Hand gebeten." „Wirklich? Und da wollt' Ihr immer noch behaupten, ich wäre kein Menschenkenner?"

Ertappt. Richter (zum Kläger): „Sie erkennen also das Taschentuch als das Ihnen

gestohlene wieder?" — Kläger: „Tawohl, Herr Richter." — Richter: „Es ist doch aber nicht das einzige Taschentuch dieser Art in der Welt. Sehen Sie hier, dies hier, das ich in der Tasche habe, sieht genau so aus." — Kläger: „Ganz genau so, Herr Richter, es sind mir aber auch zwei gestohlen!"

Abschuß. „Ich habe Sie um eine Unterredung gebeten," begann Mr. Hunt, „um mit Ihnen über Ihre Tochter zu sprechen. Sie werden bemerkt haben, daß zwischen uns etwas ist . . ." — „Das nicht," antwortete Mr. Goldror, „aber es wird ganz sicher bald der Fall sein." — „Wirklich?" — „Ja — der Atlantische Ozean, über den ich meine Tochter schicken werde, damit sie die Dummheiten vergibt . . ."

Dexierbild.



R 663
Wo ist die Haushfrau?



Vom Kriegsschauplatz in Mexiko: Die amerikanische Flotte vor Veracruz.



Zur Erdbeben-Katastrophe in Sizilien: Aufräumungsarbeiten in Mortara.

Bum Erdbeben in Sizilien.

Das Zentrum des Erdbebens befand sich bei Linera am Südostabhang des Ätna. Im Distrikt von Acireale sind alle Ortschaften und jedes einzelne Haus, jede Brücke zerstört. Linera ist ein Trümmerhaufen, ebenso Santa Venerina. Bafferana Catena und Santa Maria Vergine della Catena ist dem Erdboden gleichgemacht. Cofentino ist völlig zerstört. In Berbati stürzte das Hospital ein. Zwischen Linera und Santa Venerina ist die Brücke zerstört, bei deren Einsturz einige Personen verlegt wurden. Flüchtlinge berichteten, das Erdbeben sei so stark gewesen, daß der Erdboden wie das Meer im Sturm getanzt habe. In den Häusern Cataniens erlosch das elektrische Licht, die Stühle und Tische sprangen in die Höhe. Bei

Mangano hat sich ein breiter, tiefer Graben gebildet; der Boden ist nicht zu erspähen, Schwefeldämpfe entsteigen dem Schacht. Ein furchtbarer Anblick war es, als Kirchtürme, Häuser und Höfe plötzlich wie von Riesenhänden geschüttelt erschienen. — Die Ursache des Erdbebens wird von dem bekannten Abbé Alfani, dem Direktor des Observatoriums in Florenz, auf vulkanische Vorgänge im Innern des Ätna zurückgeführt. Das Beben ist also tatsächlich durch größere Einstürze im Ätnakrater veranlaßt worden, durch die diese Distrikte schon so häufig schweren Schaden erlitten haben, so daß die Bevölkerung mit solchen Katastrophen schon fast rechnet. Wie Prof. Ricco mitteilt, sind die Vorbeben selbst von den feinsten seismographischen Apparaten nicht verzeichnet worden, dagegen hat das Hauptbeben den großen Seismographen und japanischen Pendel zerstört. Das Erdbeben wurde auf sämtlichen deutschen Erdbebenstationen durch die Apparate angezeigt.



Zur Erdbebenkatastrophe in Sizilien: Geborgenes Mobiliar vor einem zerstörten Haus.